

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Fritz Ohrtmann</i> Die Geisterorgel – Eine weihnachtliche Erzählung	184
<i>Adolf Drescher</i> Pragmatischer oder ideeller Bildungsnotstand?	190
<i>Alma Heismann</i> Sonett Nr. 18	198
<i>Joachim von Heydebreck</i> Kultureller Notstand und kein Ausweg?	199
<i>Willy Dehnkamp</i> Bildungsnotstand und Kulturpolitik	205
<i>Peter Kleinschmidt</i> Die Aufgabe des Künstlers	208
<i>Erik Aalbæk Jensen</i> Kunst und Volk in Dänemark	214
<i>Ingeburg Amler</i> Bücher aus Deutschland 1965	219
<i>Katrine Bjørnkjær</i> Dänische Literatur 1965 – Eine Auswahl	232
<i>Hans Peter Johannsen</i> Zwei Bücher schleswigscher Autoren	239

Poul Kürstein
Ein großes Buch mit kleinen Problemen 242

Karl Rickers
Grenzland und Küste in der Jahreschau
der bildenden Künstler 1965 249

Uwe M. Schneede
Über drei neue Publikationen
zur schleswig-holsteinischen Kunst und Kultur 254

Umschau ab Seite 261

Das Grenzfriedensheft 4/1965 ist ganz allgemein kulturellen Fragen gewidmet. Es spannt seinen Bogen sehr weit, sowohl was den Themenkreis als auch den Kreis der Mitarbeiter anbelangt. — *Fritz Ohrtmann* ist 1924 in Flensburg geboren. Seit einigen Jahren wirkt er an der deutschen Schule in Istanbul als Studienrat. — *Adolf Drescher* ist ein international bekannter Konzertpianist, der lebhaften Anteil an der Kulturdebatte unserer Zeit nimmt. — *Alma Heismann* wirkte als Lehrerin an der Bugenhagenschule in Schleswig. Geboren 1885 in Flensburg, gestorben 1943 in Schleswig. — *Joachim von Heydebreck* ist gegenwärtig Kultusminister des Landes Schleswig-Holstein, während *Willy Dehnkamp*, langjähriger Kultusminister des Stadtstaates Bremen, in diesem Jahr dessen Oberhaupt wurde als Nachfolger Wilhelm Kaysens. — *Peter Kleinschmidt* gehörte in diesem Jahre der Jury für die Landesschau 1965 in Kiel an. Er ist ein bekannter schleswig-holsteinischer Maler und wirkt als Kunsterzieher an einer höheren Schule in Lübeck. — *Erik Aalbæk Jensen* ist ein bekannter dänischer Schriftsteller und Programmsekretär des dänischen Fernsehens. — *Ingeburg Amler* ist Diplombibliothekarin an der Stadtbücherei in Flensburg, während *Karin Bjørnkjær* in gleicher Eigenschaft an der Dansk Centralbibliothek tätig ist. — *Poul Kürstein* leitet die dänische Bücherei in Schleswig. — *Karl Rickers*, Chefredakteur der VZ Kieler Morgenzeitung, der selbst einmal das Holzbildhauerhandwerk erlernt hat, ist als Bruder des Malers Hans Rickers eng mit dem künstlerischen Schaffen in Schleswig-Holstein verbunden. — *Uwe N. Schneede* ist ein junger Kunsthistoriker in Kiel. — *Lorenz Rerup* ist an der Dansk Centralbibliothek in Flensburg tätig. Er geht demnächst an die Universität Aarhus. Poul Kürstein wird sein Nachfolger in Flensburg. — *Ernst Siegfried Hansen* lebt in Kopenhagen als Vertreter der dpa. — *Propst Wilhelm Knuth* wirkt an der altbekannten St.-Marien-Kirche in Flensburg.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,— DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,— DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Redaktion: Ernst Beier, Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Str. 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ÜBER DAS GESPRÄCH

Was sind Gespräche? Für den, der eine Bestätigung seiner selbst sucht, ist jedes Gespräch ein Selbstgespräch, ein Echo der eigenen Gedanken und keine Konfrontation mit den Gedanken anderer. In Gesprächen bringt man seine eigene Position mit der des Partners in eine Wechselbeziehung. Aus diesem geistigen Parallelogramm der Kräfte entsteht ein Drittes; aber nicht als eine berechenbare Resultante der Gesprächsbegegnung, denn es handelt sich hier nicht um Mathematik, sondern um den Geist, der sich wie in Mutationssprüngen bewegt. Wenn ein Gedanke auf den anderen trifft und sich entzündet, dann entsteht keine Addition von Ideen, sondern eine unberechenbare Neuformation. Gespräche enthalten Zündpole für Gedanken. Ein Gespräch suchen, es zulassen, es gar provozieren bedeutet, daß man sich auf unvorhersehbare Änderungen seiner eigenen gedanklichen Verfassung einrichten muß. Da gibt es weder Risikoprämien noch Rückversicherung. Wenn man in einen Wald hineinruft, so hallt nur die eigene Stimme als Echo wieder zurück. Aber wenn man in den anderen Menschen hineinruft, tönt es ganz anders heraus. Gespräch bedeutet unauffällige, aber nachhaltige Veränderung. In Gesprächen ergeben sich elementare Beweggründe für eine ständige Umwandlung der geistigen Positionen. Im Gespräch erfährt der beweglich gewordene Geist seine Extrapolation. Denn: wer sich in die Gefahr des Gesprächs begibt, kommt darin um seinen vorhergehenden Bestand. Man hat keine Möglichkeit, in einem Gespräch zu „siegen“. Man kann in einem Disput siegen, in der dialektisch ausgefochtenen Begegnung. Aber der Disput ist nur eine Gelegenheit, eleganter, gedankenreicher, gewitzter zu sein als der andere, das Argument schneller parat, das Wissen präsenter zu haben. Der Disput ist die taktische Seite des Gesprächs; nicht seine Essenz. Im Disput kann die gute Sache siegen, aber auch die schlechtere. Im Gespräch taucht jeder Gedankengang in den anderen hinein und verändert sich damit. Das Gespräch konstituiert deshalb nicht den Erfolg einer Idee oder Vorstellung, sondern nur die laufende Veränderung unserer Welt. Nichts geht

stumm vor sich. Kein Gedanke existiert, der nicht aussprechbar ist und auf einen anderen zu treffen vermag. Das Gespräch ist die Realisationsgestalt des Geistes. Der Gedanke schlüpft ins Wort und schickt sich zur Begegnung an. Diese Begegnung ist unkontrollierbar und undirigierbar. Wer dem Gespräch die Tür öffnet, muß auf das Unerwartete gefaßt sein. Er muß wissen, daß er Geister beschwört, die aus Zügel und Zaum gleiten und selbsttätig werden. Das Gespräch ist der Hexentanzplatz frei gelassener Gedanken, die niemand wieder einfangen kann.

Das obige Zitat ist zu finden in den ebenso klug wie elegant formulierten Gedanken über Gespräche, mit denen Karl Rickers den Bildband »Kieler Woche« eingeleitet hat. Herausgegeben vom Presseamt der Stadt Kiel. Christian Wolff Verlag, Flensburg 1965

DIE GEISTERORGEL Eine weihnachtliche Erzählung

Wie bleiche Flügel einer Geistermühle kreisen die Lichter des Leuchtfeuers über die dunkle Insel. Sie stoßen gegen die rasch vorüberwehenden, tiefhängenden Wolken, fangen sich in einer Hagelböe, streifen den Deichrand und das Strohdach einer hingeduckten Kate, lassen für eine Sekunde den riesigen, verfallenen Turm der alten Kirche aufglühen, der schon immer da war, schon vor der Flut, die die Hälfte des Landes und seiner Menschen ins Meer riß, vor Hunderten von Jahren. Eulen haben in ihm gehaust, Zigeuner, Seeräuber haben, vom Weststurm umsunten, hoch oben ihre johlenden Gelage gefeiert, während unten, in dem langgestreckten Bau der Kirche, die andächtige Gemeinde bei Gebet und Orgelgesang Gottes Trost suchte und fand. Der Turm verfiel. Ein herabstürzender Mauerbrocken zerschmetterte die Stirnwand der Kirche. Die Kirche wurde wieder aufgebaut. Aber Eulen, Zigeuner und Seeräuber waren fortgezogen, verschollen, es gab sie nicht mehr. Und immer noch fand eine kleine, andächtige Gemeinde in den Wänden der neuerbauten Kirche bei Gebet und Orgelklang den Trost des Herrn.

Die bleichen Flügel der Geistermühle kreisen. Die Männer und Frauen, die, in dunkle, wehende Mäntel eingehüllt, zu zweien und dreien über die Fennen eilen, nehmen ihre Blitze nicht wahr. Das ist schon immer so gewesen. Seit hundert Jahren und länger, mochte die Finsternis noch so tief sein, der Sturm noch so rau über die Deiche heulen, immer waren des Nachts die bleichen Flügel über ihnen, streiften die Dächer, den Deich, huschten lautlos über die Ränder der Wolken hin. Denn hoch über dem Meer und dem Land, von Winden umbraust, hockt auch heute noch einer auf einem Turm. Aber er feiert keine wilden Gelage. Er sorgt dafür, daß die Schiffe, die draußen im Grenzenlosen treiben, weit, weit draußen, einen Funken aufglimmen sehen in der Nacht, der ihnen zeigt, wo der Hafen ist.

*

Pastor Quaden geht unruhig auf der gekachelten Vordiele hin und her. Den schwarzen Umhang hat er schon über die Schultern geworfen, und in der rechten Hand hält er die alte Familienbibel, den Finger auf der Stelle, über die er heute abend predigen wird. Er schaut auf die Uhr. Ein Weihnachtsgottesdienst ohne Orgelmusik, denkt er. Das hat es seit hundert Jahren nicht gegeben. Aber verflucht will ich sein, wenn ...! er beißt sich auf die Lippen. Herr Gott, verzeih mir, murmelt er. Aber du machst es deinem Diener nicht leicht.

Die Frau Pastorin ist für den Kirchgang fertig. Sie trägt einen Muff in der linken Hand und hat die Haare mit einem Kopftuch fest zusammengebunden. „Ich gehe

jetzt“, sagt sie. Er nickt; aber an der Tür zögert sie, bleibt stehen und sieht ihn bedrückt an. „Du“, sagt sie rasch. „Es ist noch eine Viertelstunde Zeit. Wenn ich schnell zur Schulwart laufe und Kantor Nissen ...“ Sie bricht ab, denn sie sieht, wie sein Gesicht vor Zorn rot wird. Er schlägt mit der Faust auf die Bibel. „Nein!“ ruft er. „Du gehst in die Kirche und damit basta! Das wäre noch schöner, wenn wir diesem gottlosen Zigeuner ...“ — „Ja, doch, ich dachte nur ...“ sagt sie ängstlich. „Aber wenn du meinst ...“

Sie tritt ins Dunkel hinaus, und er folgt ihr zur Tür, horcht, wie ihre Schritte vom Wind verweht werden. Schauernd in der plötzlichen Kälte, blickt er zur Kirche hinüber. Das Portal steht weit offen, und der helle Lichtschein flirrt durch die Nacht. Immer wieder tauchen die dunklen, verhüllten Gestalten aus der Finsternis hervor, zeichnen sich einen Moment ab als schwarze, groteske Schatten vor dem Licht und werden von dem hellen Innern der Kirche aufgesogen. — Auch diesmal wird er seine kleine Gemeinde vollzählig beisammen haben.

Pastor Quaden blickt noch einmal zum Himmel auf, der sternlos ist, und für eine Sekunde sieht er den langen, bleichen Geisterarm unter den jagenden Wolken über sich hinweghuschen. Dann schließt er die Tür. Zehn Minuten noch. Er nimmt seinen ruhelosen Gang über die Steinfliesen wieder auf. —

*

Schon zum dritten Mal ist Kantor Nissen an das Fenster seiner kleinen Bodenkammer getreten. Immer noch hat er gehofft, daß man ihn holen würde. Einmal schlug sein Herz laut in plötzlicher Hoffnung. Das war, als die Tür des Pastorats sich öffnete und die dunkle, hagere Gestalt des Pastors in ihrem Lichtviereck sichtbar wurde. Aber dann war die Gestalt wieder in das Innere des Hauses zurückgetreten, und die Tür hatte sich geschlossen.

Kantor Nissen tritt vom Fenster zurück. Die Petroleumlampe flackert. Seltsame Schatten huschen über die dürftigen Wände seiner Kammer. Er sieht seine eigene Gestalt, schräg über den Boden und die halbe Wand gekrümmt, unruhig hin und her zucken.

Seltsamer, unruhiger Schatten, denkt er. Wohin überall bist du mir gefolgt? Rastlos, lautlos — du steter Begleiter meiner unstillen Wanderungen ... Klein und zäh klebstest du an meinen Füßen, als ich durch den grellen Sand der Wüste zog. Riesig tanztest du deinen lautlosen Tanz, recktest dich hoch auf in die Wipfel der Bäume des Dschungels, als ich den roten, rauchigen Fackeln der Träger folgte nach Singapur. Und bei dem leisen Schwanken der Papierlaternen dehntest du dich aus ins Grenzenlose über die verdämmernde Fläche des trägefließenden Hoang-Ho. Erst in dem kühlen Halbdunkel der Kirche aber, als ich mich zum ersten Male über die Register meiner Orgel beugte, löstest du dich auf. Heimgekehrt waren wir, du und ich, in ein Lied und eine rauschende Stille.

Kantor Nissen blickt auf die Uhr. Fünf Minuten noch, denkt er. Auch gut Ich

brauche eure Orgel nicht!

Er tritt in die Mitte des Zimmers und bläst das Licht aus. Eine Weile noch glüht der rote Docht, dann verlischt er. Dunkel ist es nun. Nissen setzt sich auf die eiserne Bettkante und starrt vor sich hin. Der Wind rüttelt am Dachgestühl und knarrt in den Sparren und Balken. Bleich schimmert das Fenster in der Dunkelheit. In regelmäßigen Abständen zuckt ein fahler Blitz an den Wolken entlang. Die Welt ist groß, denkt Nissen. Warum bin ich nicht Leuchtturmwärter geworden? Die ganze Welt wäre mein Instrument: Höhen und Tiefen würden die Geisterklänge meiner riesigen Orgel aufklingen lassen — einen brodelnden Wolkenrand, ein Haus, eine zuckende Menschengestalt, einen Baum, einen Turm, einen schlingernden Kutter weit draußen im Meer. — Und niemand, niemand würde mir Vorschriften machen.

*

Durch einen schmalen Spalt fällt das Kerzenlicht des Kirchenraumes in die halbdunkle Sakristei. Pastor Quaden spürt die leise Unruhe der Gemeinde bis hier herein. Er weiß: jetzt müßte ich eigentlich schon begonnen haben. Aber er braucht noch diese wenigen Minuten der Sammlung, diese wenigen Minuten des einsamen Gebets. Er fühlt: noch kann ich nicht vor sie hintreten, noch nicht. — Während er die Augen schließt und die Hände faltet, irren seine Gedanken ab. Herr Gott, murmelt er mit geschlossenen Augen. Du weißt, wie oft ich ihn gemahnt habe. Ein Lied ist ein Lied, und das muß so klar und sauber sein wie dein Wort, Herr, und unser Gebet. Was sollen diese wilden Schnörkel und Schwänze, dieses wüste Ringen mit den Tönen, als ob Engel und Dämonen sich bekämpfen. Dies ist dein Haus, Herr, und wir wollen die Dämonen draußen lassen. Dein ist die Ordnung und die Klarheit. Ein Lied ist ein Lied, und es hat einen Anfang und ein Ende. Das aber spreizt wie ein Pfau seinen rauschenden Schweif, prangend mit brünstigen Farben. Ehemals haben die Unholde oben in unserem Turm gehaust. Du warst gnädig, Herr, und ließest sie verderben. Soll ich es zulassen, daß nun einer von ihnen auf deinem geheiligten Instrument seine maßlosen Orgien feiert?

*

Pastor Quaden tritt in die Kirche. Sonst, wenn er eintrat, empfangen ihn die letzten Klänge der Orgel. Jetzt hallen seine Schritte verloren auf den kalten Steinen, so vorsichtig er die Füße auch setzt. Unruhig schwanken die bleichen Gesichter vor ihm im Kerzenlicht. Einige wenden sich zurück, blicken verwundert hinter sich zur Empore. Pastor Quaden tritt vor den Altar, sieht über die Gesichter hinweg, hinauf zur Orgel, deren strenge Linien zum Gewölbe hinaufstreben. Zögernd erhebt er seine Hand. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Die Worte tönen fremd in dem weiten, dämmernden Raum. Seine Frau auf der vordersten Bank sieht ihn fragend an.

Draußen vor der Kirche geht Kantor Nissen auf und ab. Seine kleine dunkle Gestalt

ist fest in einen Lodenmantel gehüllt, und er hat die Mütze tief in die Stirn gezogen. Der Muschelkies knirscht unter seinen Füßen. Er geht auf und ab und spricht laut vor sich hin, aber der Wind reißt ihm die Worte sogleich wieder von den Lippen. Die riesigen Flügel der Geistermühle huschen unablässig am Himmel entlang, lassen den dunklen ragenden Turm über ihm für Sekunden aufglühen in der Nacht und wieder im Dunkel versinken. Durch die Kirchenfenster fällt ein unsicherer Schimmer nach draußen. Der Wind heult, unsichtbar, oben im Turm.

Nissen bleibt an der Tür stehen und horcht. Er hört, wie ein Lied angestimmt wird, dünn und kläglich. Da habt ihr eure Ordnung, eure Klarheit, redet er höhnisch vor sich hin. Nicht einmal die Kiche füllt ihr damit aus. Aber Gott ... Gott ist größer. Gott ist im Wind, der um den Turm heult, er ist in den Wolken, die über uns hinwegjagen, ewig sich verändernd, durch keine Ordnung zu fassen, er ist im Meer und seinen schäumenden, tosenden Wellen, er läßt die Schiffe zerbrechen und rüttelt an den Wurzeln der riesigen Bäume, daß sie knirschen unter seiner Gewalt. Nein, Gott ist nicht bei euch im ängstlichen Dämmer der Halle. O ihr Kleingläubigen, die ihr ihn zählen wollt wie die Takte eines Liedes, die ihr ihn einfangen wollt in den eintönigen Rhythmus einer förmlichen Zeremonie! Gott ist zu groß für euch, denn er ist im Bösen und im Guten, in der Verzweiflung und in der Inbrunst alles dessen, was lebt, braust und atmet. Wo der Geist aus den Tiefen quillt, da habt ihr euren Gott, wo ein Stern aus der Nacht aufgeht und euch blendet, daß ihr stammelnd in die Knie sinkt, wo in einer windigen Nacht ein Kind in eine Krippe gelegt wird und lächelt, und die Rinder brüllen, und der Sturm greift ins krachende Gebälk ... O Welt, du Gottes große Orgel!

Hin und her geht Nissen unter der dunklen Mauer, horcht manchmal für einige Sekunden an der Tür, und die rauschende Nacht singt in seinen Ohren, und über ihm unter den jagenden Wolken kreisen die Flügel der Geistermühle am Himmel entlang.

O Menschen, redet er, arme, kleine, ängstliche Menschen, ihr singt mit euren dünnen Stimmchen ein frommes Lied in die Nacht, und der Wind verweht es. Warum laßt ihr seinen Wind nicht durch euch hindurchblasen, den Wind Gottes? Ach, daß ihr ahntet, was es heißt, sich preiszugeben seinem Willen, wie sein Schiff sich den Wellen preisgibt!

Pastor Quaden hat das Weihnachtsevangelium gelesen. Er ist nicht ganz bei der Sache gewesen, und er spürt, wie schwer es ihm fällt, die Aufmerksamkeit seiner Gemeinde auf sich zu lenken. Nun kniet er noch einmal in stummem Gebet vor dem Altar. Er hört das Murmeln hinter sich und das Knarren der Stühle. Plötzlich wird das Stühlerücken lauter, und ein aufgeregtes Flüstern hebt an.

Herr Gott, betet Pastor Quaden, gib deinem Diener die Kraft, deine Botschaft würdig zu verkünden. Lange verharrt er, versucht sich ins Gebet zu versenken, aber dennoch spürt er die Gnade nicht.

Gab es denn einen anderen Weg, Herr? betet er. — Mit geschlossenen Augen läßt er die kurzen Augenblicke des letzten Sonntags noch einmal an sich vorüberziehen. Da ist es wieder, das blasse Gesicht unter den wirren schwarzen Haaren, oben auf der Empore. Halt! donnert er. Halt! in das wilde, zügellose Brausen der Orgel hinein, und seine Faust saust krachend auf die Kanzel nieder. Und als die Töne jäh abbrechen: Herr Kantor! mäßiget Euch, oder verlasset dieses Haus! — Und dann, in der atemlosen Stille, kommt jemand die Holzstiege heruntergepoltert, die Köpfe der erschrockenen Gemeinde wenden sich zurück, einen Moment wird der vorüberhuschende Schatten des Organisten sichtbar, eine Tür kracht dröhnend ins Schloß.

Pastor Quaden lehnt die Stirn gegen das rauhe Altartuch. O Herr, murmelt er, du hast mir ein rasches Herz gegeben und eine heiße Stirn, vergib, wenn ich zu weit ging in meinem gerechten Eifer, vergib, wenn der Zorn meine Sinne verwirrte. O Herr, laß mich deine Gnade spüren ...

Als er sich erhebt, legt sich das Murmeln. Die Augen der Gemeinde richten sich erwartungsvoll auf ihn. „Lasset uns singen...“ sagt er. Dann, nach einer kurzen Pause: „Nun denn...“ und mit lauter Stimme beginnt er: „O du fröhliche...“ — Niemand stimmt ein. Einsam hallt seine Stimme aus den Gewölben der Kirche zurück. „O du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit...“ — Kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Die bleichen Gesichter in der Dämmerung bewegen sich unruhig, schauen verdutzt zur Empore. Herr Gott, verlaß mich nicht! betet es in ihm, während er mit aller Macht die trotzige Botschaft in das Schweigen hinaussingt, als wolle er allein mit seiner heiseren Stimme die Leere der Welt ausfüllen.

*

Plötzlich, ganz leise, erhebt sich ein weicher, warmer Orgelton, schwillt an, füllt den Raum aus, durchglüht ihn mit einem sanften, innigen Leuchten, brennt plötzlich auf in jähem, strahlendem Glanz, ein zweiter kommt hinzu, tiefer, satter, rötlicher glühend, die beiden Töne verschlingen sich, kreisen umeinander, steigen empor, sinken, verschmelzen ineinander, und neue Töne steigen aus ihrer Mitte hervor, kreisen in sanften, schwellenden Strudeln unter den Gewölben entlang, schwarze Schlangen züngeln auf, verschlingen sich, werden verschlungen, wandeln sich in brennendes Gold, verdämmern in geheimnisvollem Blau, gleiten davon, entschweben, verlöschen, und immer neu, Farbe um Farbe, Ton um Ton, brausen die mächtigen Klänge durch die dröhnende Halle ...

Pastor Quaden ist längst verstummt. Ein Wunder, denkt er. Herr Gott, ich danke dir, denn du bist gnädig ...

Nun verhallen die Klänge. Unten in der Gemeinde hüstelt jemand. Und dann, laut und kraftvoll, ertönt der Anfang des Liedes: „O du fröhliche ...“ Sogleich fällt die Gemeinde ein. Auch Pastor Quaden singt mit.

Als er, nach dem letzten Vers, die Kanzel besteigt, ist alle Unsicherheit von ihm

gewichen. Er spürt die Freudigkeit des Herrn in sich. Er predigt laut und ohne Trotz, und die Worte kommen ihm von selbst.

Gott ist groß, predigt er. Wer könnte ihn fassen? Er redet durch einen Stern zu uns, oder durch ein Kind. Er ist in dem Rauschen des Windes und in dem mächtigen Dröhnen einer Orgel. Wer Ohren hat, der höre; wer Augen hat, der sehe. Versperrt unser Stolz ihm die Vordertür, so wird er durch die Hintertür eintreten. Denn Gott kennt viele Wege, die zu unserem Herzen führen. Er redet mit tausend Zungen.

Dankbar fühlt Pastor Quaden, daß die Gnade des Herrn über ihn gekommen ist. Er erkennt an den stillen, aufgekehrten Gesichtern der Gemeinde und an dem frohen Lächeln seiner Frau, daß er die richtigen Worte gefunden hat.

*

Als der Gottesdienst zu Ende ist und die letzten Töne der Orgel verrauschen, steigt Pastor Quaden langsam die schmale Treppe zur Empore hinauf. Kantor Nissen streckt ihm, die Noten unter dem Arm, mit einem breiten Lächeln die Hand entgegen. „Ich gratuliere, Herr Pastor, das war eine schöne Predigt!“ — Pastor Quaden schüttelt seine Hand. „Aber am meisten habe ich ihren Gesang bewundert“, fährt Kantor Nissen grinsend fort. „Eine Stimme haben Sie! Donnerwetter, mir lief es schaurig über den Rücken!“ Pastor Quaden zuckt ein wenig zusammen. „Spotten wir nicht, Nissen“, brummt er dann. „Wir sind zwei rechte Hitzköpfe, aber hoffentlich nicht unverbesserlich. — Wenn Sie immer so gespielt hätten wie heute, wäre es nie zu dem Streit gekommen.“

Der kleine Dunkle und der große Hagere gehen zusammen durch das leere Kirchenschiff. Vor dem Portal sehen sie noch einmal nach oben. Die lautlosen Flügel der Geistermühle kreisen am dunklen Himmel. Sie streifen eine Wolke, sie huschen tastend über den Deich, berühren ein Haus, lassen den mächtigen Turm über ihnen für eine Sekunde aufglühen. „Gott redet mit vielen Zungen“, sagt Nissen. „Aber können wir warten, bis er mit der unseren spricht? — Manchmal, Pastor, singen wir ohne seine Gnade. Da kann es wohl sein, daß uns die Angst ankommt und die Not und die Verzweiflung, und die uns hören, packt ein Grauen bei dem Ton unserer Stimme. — Aber singen müssen wir.“

Wieder zuckt der Geisterflügel über sie hin, und für einen winzigen Moment sehen die beiden sich in die Augen. Dann ist es wieder dunkel.

„Ja, singen müssen wir“, murmelt Pastor Quaden. „Da haben Sie wohl recht, mein lieber Nissen.“

Die Flensburger Volkshochschule stellt in ihren mittlerweile recht bekannt gewordenen „Mittwoch-Vorträgen“ allgemeine Zeitfragen zur Debatte. Sie unterscheiden sich von Einrichtungen ähnlicher Art dadurch, daß man sich hier bemüht, durch Vortragspaare den Problemen gewissermaßen kontrapunktisch näherzukommen. In den nachstehend wieder gegebenen Ausführungen von Adolf Drescher, Joachim von Heydebreck und Willy Dehnkamp zur Frage „Bildungsnotstand oder nicht?“ bringen wir die wesentlichen Gedankengänge, die auch bei unseren Lesern lebhaftes Interesse finden und zum Nachdenken anregen werden.

ADOLF DRESCHER

Pragmatischer oder ideeller Bildungsnotstand?

Notstand unserer Musikkultur — und kein Ausweg?

In der heutigen Diskussion über die sogenannte Bildungskatastrophe oder den Bildungsnotstand in Deutschland stehen in starkem Maße wirtschaftliche, soziologische und soziale Aspekte, also eine ausgesprochen pragmatische Betrachtungsweise im Vordergrund des Interesses, viel weniger ideelle und konzeptionelle Gesichtspunkte.

Ich habe das Gefühl, daß bei vielen an diesen Diskussionen Beteiligten und vielleicht noch viel mehr bei den an diesen Diskussionen Nichtbeteiligten ein Unbehagen vorhanden ist, ein Unbehagen, das sich daraus ergibt, daß hier eigentlich eine Diskussion im luftleeren Raum geführt wird. Es fehlt dieser Diskussion der lebenspendende Sauerstoff des Konzeptionellen und Ideellen, der dem, was Bildung genannt wird, erst den Sinn und die Bedeutung gibt.

*

Der Bildungsnotstand und die Bildungskatastrophe bestehen nicht darin, daß bestimmte Statistiken der Bundesrepublik im Vergleich mit bestimmten Statistiken des Auslandes unglücklich abschneiden, sondern darin allein, daß das Wort Bildung nur noch sehr bedingt Ausdruck eines allgemeinen Wertbewußtseins ist und lediglich eine Abstraktion für administrative, organisatorische, berufliche und konventionelle Gegebenheiten. Oder, etwas milder ausgedrückt: Es gibt neben dem pragmatischen Bildungsnotstand einen ideellen und konzeptionellen Bildungsnotstand, der darin besteht, daß es keine klaren ideellen Ziele mehr für das, was wir Bildung nennen, gibt.

Wir gebrauchen diese Worte als gängige Münze, als Vorspann für die

Durchsetzung gänzlich andersgerichteter Interessen, als Abschreckungsmittel beim Angriff auf den politischen Gegner und bei der Abwehr von Angriffen, ohne daß diese Worte einen Inhalt haben, ohne daß diese Worte eine Zielrichtung oder ein Programm eines bestimmten Verhaltens bedeuten. Damit stehen die Worte Bildung und Kultur in einer ähnlichen Situation wie die Worte Demokratie, Freiheit, Gerechtigkeit, die ebenfalls in steigendem Maße in der Gefahr sind, Leerformeln, also leere, inhaltslose Begriffe zu werden, die von jedermann benutzt und in Anspruch genommen werden, die aber nur für wenige ein Programm ausdrücken. Obwohl Worte wie Demokratie und Freiheit, Bildung und Kultur uns immer inhaltsloser und ausgehöhlter erscheinen, behalten diese Worte doch für uns alle eine eigenartig suggestive und verpflichtende Gewalt. Eine Gewalt, die darin zu erblicken ist, daß niemand von uns sich in Gegensatz zu diesen Worten bringen lassen will und daß niemand sich dem Vorwurf aussetzen will, sich im Gegensatz zu den Inhalten dieser Worte zu befinden. Woran liegt das? Wie kommt es, daß diese Worte trotz aller begrifflichen Leere eine solche Gewalt besitzen?

Die Gewalt, die diese Worte haben und in der Geschichte der Menschheit immer wieder gehabt haben, hängt damit zusammen, daß der Mensch ein Wesen ist, dessen Verhalten nicht allein durch die Summe der Bedürfnisse geregelt wird, die ihm der Selbsterhaltungstrieb und alle anderen in ihn gelegten Antriebe auferlegen. Es ist in jedem Menschen eine mehr oder weniger deutlich sprechende Instanz vorhanden — Sigmund Freud nannte diese Instanz das „Über-Ich“ —, die den Menschen daran erinnert, daß er nicht allein in dieser Welt steht, sondern daß er ein Zoon Politikon ist, ein gesellschaftliches Wesen, das sein Verhalten nicht nur nach den eigenen Bedürfnissen orientieren darf, sondern das nach einer allgemeinen Regel, nach einem allgemeinen Verhaltensmuster suchen muß, das ein Zusammenleben aller Menschen mit den verschiedensten Bedürfnissen in Frieden und Freiheit ermöglicht.

Der eigentliche Bildungsnotstand entlarvt sich also in dieser Betrachtungsweise als ein allgemein-menschlicher, seelischer Notstand. Der Verlust der Gleichgewichtslage zwischen „Ich“ und „Über-Ich“, ja der Verlust des Bewußtseins darüber, daß Kultur darin besteht, daß eine solche Gleichgewichtslage vorhanden ist und Bildung darin besteht, daß eine solche Gleichgewichtslage von Generation zu Generation erhalten und gefestigt wird und nötigenfalls — wenn sie verlorengegangen ist — durch Revolution erzwungen wird, dieser Verlust ist der eigentliche Notstand unserer Bildung und Kultur, die eigentliche Katastrophe des aufgeblähten und doch vereinsamten „Ich“ in der Massengesellschaft der Gegenwart, „die Katastrophe der einsamen Masse“, wie David Riesmann sie nannte.

Ich möchte es ganz scharf und unmißverständlich zum Ausdruck bringen: Es heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen, wenn man die Krise der Bildung oder die

Krise unserer Kultur dadurch beheben zu können glaubt, daß man die Abiturienten- und Studentenzahlen, die Anzahl der Hochschulen und die Beträge der Stipendien erhöht. Diese Maßnahmen des Staates sind solange zur Wirkungslosigkeit verurteilt, als sie sich nicht im Rahmen einer echten konzeptionellen Programmatik abspielen. Denn solange es in unserer Gesellschaft kein klares Programm und Konzept für Kultur und Bildungspolitik gibt, verfügen wir gar nicht über die Maßstäbe, um die Statistiken bewerten zu können. Ich bin ganz sicher, daß es für uns alle ein böses, erschreckendes Erwachen aus dem Schlaf und Schlendrian der konzeptionellen und programmatischen Gedankenlosigkeit geben wird, wenn eines Tages das Unbehagen der „einsamen Masse“ an Konsum und Wohlstand sich Luft machen und kategorisch nach einer Nahrung für Seele und Geist verlangen wird. Dann wird sich nämlich zeigen, daß eine tiefe Wahrheit in dem alten Bibelwort liegt, das ich in diesem Zusammenhang gar nicht religiös und schon gar nicht konfessionell verstanden wissen möchte: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

*

Um nun zu der Situation der heutigen Musikkultur überzugehen: Die Musikkultur ist ein Teil der allgemeinen Kultur unserer Gesellschaft, und somit betrifft der Sauerstoffmangel der allgemeinen Kultur in der erstickend leeren Atmosphäre der heutigen, fast ausschließlich konsumorientierten Gesellschaft auch unmittelbar die Musikkultur. Wie wenige sind sich heute noch im klaren darüber, daß die Musik zu allen Zeiten der menschlichen Kulturentwicklung eine der großen Förderer, Erwecker und Aufrufer der Menschheit in der Person des einzelnen Menschen gewesen ist und daß die erschütternde Gewalt der Musik gerade darin besteht, dem Menschen eine unmittelbare, nicht mehr rationale Gewißheit darüber zu geben, daß es nicht nur das vereinsamte Ich für ihn gibt, sondern daß er selbst in sich sein „Über-Ich“ erleben kann, das ihn mit allen anderen Menschen zur Menschheit verbindet.

Man kann nicht über die Situation der heutigen Musikkultur sprechen, ohne sich mit einem Phänomen auseinanderzusetzen, mit dem wir alle täglich konfrontiert werden: dem großen Angebot an Musik in den Massenkommunikationsmitteln, insbesondere dem Fernsehen und dem Rundfunk, und den Konservierungsmöglichkeiten der Musik durch die Schallplatte und das Tonband. Damit wird auch die Musik zu einer Art Konsum und steht in Konkurrenz zu anderen Mitbewerbern um die Ausfüllung der Freizeit des heutigen Menschen. Pessimistische Kulturkritiker sehen es als ein Zeichen des Kulturverfalls an, daß die Musik zum Konsumartikel — wie man meint — herabgewürdigt ist.

Ich schließe mich dieser Argumentation nicht an und halte sie für einen Kurzschluß. Selbstverständlich muß der Mensch der heutigen Zeit sich auch mit

der Musik in einer Weise auseinandersetzen, wie es der heutigen Mentalität und den allgemeinen Verhaltensweisen der heutigen Gesellschaft entspricht. Industrialisierung, Technik, Vollbeschäftigung, Konsum und Wohlstand sind Gegebenheiten, die den Rahmen liefern, in dem sich Kultur, Kunst und Bildung den Spielraum für ihre Auswirkung zu erobern haben.

Ich würde meinen, daß der sogenannte „Musik-Konsum“ nun der erste Schritt ist, um der Musik weitere Einflußmöglichkeiten schaffen zu können. Tägliche Begegnung großer Menschenmassen mit musikalischen Darbietungen der verschiedensten Art, über Rundfunk und Fernsehen, über Plattenspieler und Tonbandgerät, macht die Musik zu einem integrierenden Bestandteil der Lebensgestaltung des heutigen Menschen, vor allem in der Freizeit. Die psychischen Gewöhnungsprozesse, die sich hier abspielen, sind in ihren Auswirkungen noch gar nicht untersucht, sie dürften von außerordentlicher Bedeutung sein, zumal sie nicht nur die Erwachsenen betreffen, sondern sich auch an den Kindern und Jugendlichen vollziehen. Welche Prägungen „Ich“ und „Über-Ich“ im Menschen durch die verschiedenen Arten der Musik erfahren, ist — wie gesagt — noch weitgehend unerforscht. Es dürfte aber darüber kein Zweifel bestehen, daß hier Beeinflussungsprozesse fundamentaler Art stattfinden, die in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden können.

*

In der klassischen Kultur Griechenlands galt die Musik als eine der drei tragenden Säulen des klassischen Bildungsideals. Die drei Säulen hießen: Gymnastik — Musik — Mathematik.

Die körperlichen Leibesübungen, die Ausbildung des Körpers zur Gesundheit, Stärke und Schönheit stellten für die Griechen die unerschütterliche Grundlage der Bildung dar. Neben die Gymnastik trat die Musik als Ausbildung der Seele, wobei die Musik von den Griechen als das große Harmoniegrundgesetz aller Künste aufgefaßt wurde, vor allem als die Grundlage aller Dichtung. Die Griechen kannten keine bloße Wort-Dichtung, sondern nur gesungene Dichtung. Das Ziel der griechischen Erziehung war nicht — wie jahrhundertlang bei uns — das Eintrichtern von Versen, sondern die Unterweisung des Gesanges in der Rhythmik und Melodik und in der Unterweisung der Tonarten.

Zu Gymnastik und Musik trat als dritte Säule der Bildung die Mathematik. Über der Schule des Platon stand der Satz: „Hier haben nur Mathematiker Zutritt“. Die Mathematik wurde nicht — wie vielfach bei uns — als Schnellrechnerei aufgefaßt, sondern als die Hohe Schule des Intellekts, der hier seine Bewährung in der Anwendung der logischen Denkgesetze finden kann.

So wies das griechische Bildungsideal der Musik eine echte Funktion neben der Gymnastik und der Mathematik zu, und sie ermöglichte es gemeinsam mit den beiden anderen Säulen, auf denen die griechische Kultur fußte, daß wir vor einer

einmaligen Erscheinung der Kulturgeschichte der Menschheit stehen: einer menschlichen Gruppenbildung, in der eine klare Zielsetzung und Konzeption für die Bildung von Körper, Seele und Verstand bestand und es ermöglichte, daß hier inmitten einer Umwelt der Kulturlosigkeit und Barbarei ein Höhepunkt der Menschheitskultur ohnegleichen erklommen wurde.

Es ist — glaube ich — an der Zeit, daß die Fragen der Bildung und Kultur und in diesem Rahmen die Fragen der Musikkultur, im öffentlichen Bewußtsein eine größere Bedeutung erhalten, als sie es bisher gehabt haben. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche ungeheuren Mittel der Bürger als Steuerzahler für die verschiedensten Gemeinschaftszwecke materieller Art, wie Sozialleistungen, Verkehr, Rüstung usw., aufzubringen hat, so muß man sich immer wieder wundern, wie wenig dabei für die geistig-kulturellen Zielsetzungen zur Verfügung gestellt wird. Die Führung der athenischen Demokratie z.Z. des Perikies hatte sich ebenfalls mit den verschiedensten, durch die außenpolitische Lage und durch die innerpolitischen, sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Notwendigkeiten bedingten Realitäten auseinanderzusetzen. Aber welche zentrale Bedeutung hatten hier die Aufwendungen für den Bau der Akropolis und die Finanzierung der Leistungen und Veranstaltungen auf allen Gebieten der Kunst.

Wir sind recht genau über die Höhe dieser Aufwendungen informiert, haben doch tatsächlich auf der Agora von Athen öffentliche Budget-Debatten über die Akropolis-Ausgaben stattgefunden. Wieviel Volksvermögen war es, das Perikies an dieses einmalige Kunstwerk band, das für seine und für jede Zeit zum Symbol der Kultur schlechthin geworden ist? Die Akropolis-Bauten erforderten im ganzen 2012 Talente. Die Höhe dieser Summe wird uns erst ganz verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der gesamte athenische Staatsschatz in einer besten Zeit nicht mehr als 6000 Talente aufzuweisen hatte. Wenn wir uns weiter ins Bewußtsein rufen, daß die athenische Demokratie nicht nur für die Baukunst, sondern auch für alle anderen Künste in der großzügigsten Weise Mittel zur Verfügung stellte, daß sie vor allem das Theater durch die weitgehende Ermöglichung freien Eintritts förderte, so steht der Modellfall einer demokratischen Gesellschaft vor uns, die für sich in Anspruch nehmen kann, das Leitbild und den Maßstab für alle Zeiten geschaffen zu haben für das, was der Bereich Kultur und Bildung an materieller Förderung für sich zu beanspruchen hat.

*

Das Pathos unserer Zeit nimmt doch so gerne die Begriffe: Fortschritt, Menschlichkeit, Kultur und Freiheit für sich in Anspruch. Die lähmende Inaktivität der für die Verwendung unserer Steuergelder Verantwortlichen in der paktischen Geltendmachung kultureller Forderungen und Zielsetzungen paßt mit diesem Pathos schlecht zusammen. Es könnte trotz aller bestehenden Schwierigkeiten sehr viel mehr Initiative an den Tag gelegt werden. Ich verkenne dabei die

Schwierigkeiten nicht. Ich verkenne nicht, daß nach einem verlorenen Krieg zunächst materielle Bedürfnisse, soziale Verpflichtungen und auch militärische Zwangsläufigkeiten einen Vorrang haben. Aber ich möchte behaupten, daß wir den Engpaß längst durchschritten haben und daß es hohe Zeit ist, uns den Problemen der Kultur und Bildung energisch zuzuwenden. Es besteht nämlich die Gefahr, daß wir in einen Schlendrian der kulturellen Gedankenlosigkeit hineingeraten und uns daran gewöhnen, in einem Klima der kulturellen Unfruchtbarkeit und Substanzlosigkeit dahinzuvegetieren. Ich will nicht sagen, daß heute nichts geschieht.

Bei der entscheidenden Bedeutung, die die Probleme der Kultur und der Bildung für uns alle haben — ich nenne hier noch einmal das von Adorno geprägte Leitwort für alle Musikwirkung: „Ohne Angst leben“ — wäre es jetzt an der Zeit, die Fragen der Kultur und Bildung aus ihrer Dornröschen-Existenz am Rande des Wirtschaftswunders zu befreien und die klare und harte Forderung zu erheben, daß diese Fragen auch heute noch das sind, was sie bei den Griechen waren und was sie auch im abendländischen Europa stets gewesen sind: Schlüsselfragen unserer Existenz schlechthin, Zentralprobleme des sozialpsychologischen Gleichgewichts unserer Gesellschaft, regulatives Prinzip zum Ausgleich der materiellen Bedürfnisse und der geistig-seelischen Bedürfnisse, Schiedsrichter im Kampf der psychischen Energien des „Ich“ und „Über-Ich“.

Sehen wir einmal scharf hin, wie sich das institutionelle Gebahren der Stellen abspielt, die sich in Regierung und Verwaltung, in Entscheidungsgremien, Hochschulen, Schulen und Verbandsstellen abspielt, so bietet sich ein fast gespenstisches Bild. Ich möchte behaupten, daß fast auf keinem anderen Gebiet des öffentlichen Lebens — nicht einmal in den Bereichen, denen man das ohne weiteres zugestehen muß, wie z. B. in den Bereichen der Verteidigung — eine derartige Geheimniskrämerei herrscht wie in den Bereichen der Kultur und Bildung. Ich darf an dieser Stelle eine sensationelle Untersuchung zitieren, eine sozialwissenschaftliche Arbeit, die die beiden Kölner Professoren René König und Alfons Silbermann über die wirtschaftliche und soziale Lage der selbständigen Künstler in der Bundesrepublik vorgelegt haben.

Das Ergebnis dieser Nachfrage war ein völliger Fehlschlag. Die beiden Wissenschaftler schreiben darüber : „Bei unseren nach allen Richtungen hin unternommenen Versuchen, eine genaue Auskunft von den zuständigen Ministerien der Länder zu erhalten, um am Ende unserer Untersuchung die zur proportionalen Beurteilung der Lage der selbständigen Künstler notwendige Gesamtziffer vorlegen zu können, sind wir so gut wie gescheitert. Soweit man uns — mit Ausnahme des Landes Nordrhein- Westfalen — überhaupt geantwortet hat, ergab sich nach unserer Auswertung ein Total von rund 600 000 DM, dem wir der Einfachheit halber noch den von den Landesflüchtlingsverwaltungen

verausgabten Betrag von 166 861 DM hinzufügen möchten, also ein Total von 766 861 DM. Selbst wenn dieser Betrag, proportional um die Mittel des Landes erhöht, rund eine Million DM betragen sollte, so steht wiederum diese Summe in keinem Verhältnis zu den Gesamthaushaltungen, deren Größenordnung bekannt ist.“

Zusammenfassend stellen König und Silbermann fest: „Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, so wie sie uns im Laufe unserer Erhebungen entgegengetreten sind, scheint es uns notwendig, zu bemerken, daß das hier abgehandelte direkte Staatsmäzenat offensichtlich mit einem starken Element offizieller Geheimhaltung behaftet ist. Aktuelle und genaue Ausgabenziffern zu erhalten, ist ein schwieriges Unternehmen, an dem nach einer uns erteilten mündlichen Auskunft selbst das Sekretariat der Kultusministerkonferenz gescheitert ist. Noch viel schwieriger aber ist es, die in jedem Falle notwendigen Details der Ausgaben zu präzisieren.“

Ich sehe darin ein Anzeichen der Unsicherheit der in kulturellen Angelegenheiten zur Entscheidung berufenen Persönlichkeiten. Die Unsicherheit besteht nach zwei Seiten: Auf der einen Seite sehe ich die Unsicherheit gegenüber dem Phänomen Kultur und Bildung, das keineswegs als Schlüsselproblem unserer heutigen Gesellschaft erkannt wird, und auf der anderen Seite die Unsicherheit in der Handhabung der Spielregeln der Demokratie, die eine Offenlegung der Verwaltungspraxis gerade auf dem Sektor Kultur und Bildung nahelegen.

Damit enthüllen sich die Probleme der heutigen Kultur- und Bildungspolitik zugleich als politische Grundfragen erster Ordnung. Die Unsicherheit in der kulturellen Programmatik und Konzeption stellt sich als ein Teil der allgemeinen politischen Unsicherheit dar, die sich nach den Enttäuschungen und Irrwegen im Gefolge der beiden Weltkriege als eine Art Trauma der Deutschen bemächtigt hat. Es spielen sich hier zweifellos langfristige sozialpsychologische Prozesse ab, und ich bin weit entfernt davon, hier eine befriedigende Lösungsmöglichkeit von heute auf morgen zu sehen. Wir werden hier auf die nächste Generation hoffen müssen, ohne diese Hoffnung als Vorwand für die eigene Inaktivität vorschützen zu dürfen. Fassen wir noch einige besondere Blüten unseres Kulturlebens kritisch ins Auge, die nur als eine Folge der eben angesprochenen politischen und kulturellen Unsicherheit verständlich sind.

Ich meine z.B. die höchst eigenartige Engagementspolitik, die von den Konzertagenturen und Symphonieorchestern bei der Verpflichtung von Gast- und Instrumentalsolisten bei Orchesterkonzerten betrieben wird. Diese Politik kommt praktisch auf eine Ausschaltung der deutschen Künstler hinaus.

Nach einer Denkschrift der Deutschen Orchestervereinigung und des Deutschen Komponistenverbandes zur Situation des musikalischen Bildungswesens und der Musikpflege in Deutschland betrug die Prozentzahl der Ausländer, die als

Gastinstrumentalsolisten bei Orchesterkonzerten der großen Symphonieorchester der Bundesrepublik — einschließlich der Rundfunkorchester — im Durchschnitt von vier Vergleichsjahren herangezogen wurden, 80,5 %. Die Anzahl der deutschen Solisten betrug dementsprechend nur 19,5 %.

Eine ähnlich aufschlußreiche Statistik ließe sich über den in letzter Zeit anwachsenden Anteil ausländischer Sänger und Dirigenten aufstellen. Von 55 Generalmusikdirektoren deutscher Städte, die mitentscheidend für die groteske Engagementspolitik verantwortlich zu machen sind, sind z.Z. zwanzig Ausländer, d.h. 32 %.

*

Ich erwarte das Heil nicht vom Staate. Wahrscheinlich ist, daß die Verwaltungs- und Behördenapparatur, daß der gesamte institutionalisierte Kunstbetrieb sich als retardierendes Moment auswirken wird, dem alle zukunftsweisenden Entscheidungen abgerungen werden müssen. Das war wohl immer so, und das dürfte auch in unserer Zeit so bleiben. Aber ich erwarte die Impulse zu einer neuen Entwicklung von den Künstlern selbst, ich erwarte sie vom Publikum, ich erwarte sie von der Jugend, ich hoffe, daß die Presse ihre avantgardistische Aufgabe erkennt. Und ich hoffe darauf, daß die dynamischen Kräfte in den Parteien eines Tages erkennen, was die Stunde geschlagen hat.

Die Geister regen sich auch in unserer Zeit, und ich sehe viele Anknüpfungspunkte für die Erarbeitung eines neuen Konzepts und Programmes auf den Gebieten der Kultur und Bildung. Lassen Sie mich zum Abschluß das Leitwort Theodor Adornos für die Musikwirkung in der Zukunft wiederholen: „Ohne Angst leben“, es trifft das tiefste Bedürfnis des Menschen im Zeitalter der einsamen Masse und im Zeitalter der Atombombe. So haben die Kunst und der Künstler auch im 20. und 21. Jahrhundert die gleiche Funktion auszufüllen und die gleiche Rolle zu spielen wie zu Zeiten des Perikles oder zu Zeiten der europäischen Klassik des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Wirkung der Kunst spielte sich immer im Bereich des rein Menschlichen und das allgemein Menschlichen ab. Sie betraf immer das Spannungsverhältnis zwischen „Ich“ und „Über-Ich“.

Wo nun der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken läßt und mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur noch deuten, nicht aber voraus verkünden kann — weil alles, was uns bevorsteht, nur in unwillkürlichen Erscheinungen sich zeigen kann, deren sinnliche Kundgebung niemand sich vorzuführen vermag —, da ist es der Künstler, der mit klarem Auge Gestalten ersehen kann, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren — dem Menschen — verlangt. Der Künstler vermag es, eine noch ungestaltete Welt im voraus gestaltet zu sehen, eine noch ungewordene aus der Kraft seines Werdeverlangens im voraus zu genießen. Aber sein Genuß ist Mitteilung, und — wendet er sich ab von den sinnlosen Herden, die auf dem

graslosen Schutte weiden, und schließt er um so inniger die seligen Einsamen an die Brust, die mit ihm der Quellader lauschen — so findet er auch die Herzen, ja die Sinne, denen er sich mitteilen kann.

SONETT NR. 18

ALMA HEISMANN

Es gibt Gesetze, die sich nur dem Leid
Und nur der heißen Qual sich offenbaren.
Nur, wo wir aller Schrecken Opfer waren,
Empfangen wir der Weihe Sternenkleid.

Und bindender als Fahnen Schwur und Eid,
Und Ketten sprengend, gleich den wunderbaren
Gesängen hoher, weihnachtlicher Scharen,
Ist ihr unwiderruflicher Entscheid.

An ihrer Wahrheit felsenhafter Größe
Muß Zweifel sommerwellenmatt zerrinnen
Und wie ein blasses Wolkenbild zergehn.

Denn Menschenmacht bannt nicht Gewissensstöße;
Erlösungswunder kann man nicht ersinnen;
Und dem Karfreitag nur folgt Auferstehn.

Alma Heismann lebte von 1885-1943. Die »Sonette einer Liebenden«, der einzige im Druck erschienene Gedichtband der in Flensburg geborenen und in Schleswig gestorbenen Dichterin wurden von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung herausgebracht.

Kultureller Notstand und kein Ausweg?

Eine pragmatische Antwort

Als mich Herr Oberbürgermeister Adler und Herr Dr. Johannsen vor vielen Monaten für diese Podiumsdiskussion „einfingen“, war ich mir darüber klar, daß ich einen Blankoscheck unterschrieb, denn das Referat von Herrn Drescher war noch nicht gehalten, und ich kannte nur das Thema „Notstand unserer Musikkultur und kein Ausweg!“. Auch mein Diskussionspartner war mir noch nicht bekannt. Als ich dann erfuhr, daß Herr Bürgermeister Dehnpfand mein Partner sein würde, ging ich davon aus, daß wir hier gewissermaßen im Duett „Variationen über ein Thema von Drescher“ intonieren sollten, und es ergab sich dann die weitere Frage, wer in diesem Duett die Partie des Tenors und wer den Baß übernehmen müßte, wer also dabei die helleren und wer die dunkleren Töne anzuschlagen hätte. Nicht nur meine wenig ausgebildete Stimme, sondern auch das Thema als solches schienen von vornherein eine Verpflichtung zum tiefsten Baß zu enthalten, und ich mußte befürchten, daß es meinem verehrten Diskussionspartner nicht viel anders gehen würde. Zwei Bässe in einem solchen Duett würden aber sicherlich nicht sehr melodisch klingen, so daß unsere einzige Chance Ihnen gegenüber in der Disharmonie gelegen hätte.

Durch die Lektüre des Referats von Herrn Drescher wurde die Sache nicht einfacher. In diesem Referat ist zwischen Ausführungen über „die tragenden Säulen des klassischen Bildungsideals“ und solchen über die „Geheimniskrämerei der Behörden“ eine Fülle von Fragen angesprochen, die sich nur schwer in einer Stimmlage behandeln lassen. Das gilt auch für die so viel diskutierte Frage, ob wir einen Bildungsnotstand haben, ob uns ein solcher droht oder ob wir mit Herrn Drescher zwischen einem pragmatischen und einem ideellen Bildungsnotstand unterscheiden müssen. Wenn vom Bildungsnotstand die Rede ist, pflege ich zu antworten, daß wir in Gegenwart und Zukunft gewaltige materielle und ideelle Aufgaben vor uns haben und daß es nicht so sehr darauf ankommt, ob man das Vorhandensein dieser Probleme und Aufgaben als „Notstand“ bezeichnen kann oder nicht, sondern daß es viel wichtiger ist, die Größe der Aufgaben zu erkennen und daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Ich antworte also, wenn Sie so wollen, pragmatisch. Ich wiederhole aber ebenso deutlich das, was ich immer wieder öffentlich bekundet habe, daß ich die Diskussion über die Existenz eines Bildungsnotstandes sehr begrüße, hat sie doch gerade in den letzten zwei Jahren dazu geführt, daß die breite Öffentlichkeit mehr und mehr von der Gleichrangigkeit

kulturpolitischer und bildungspolitischer Fragen mit den anderen wichtigen Bereichen unseres politischen Lebens überzeugt worden ist. Ich werde also in dieser Frage weder allzu helle noch allzu dunkle Töne anstimmen, sondern ich entscheide mich gewissermaßen für den Bariton.

Lassen Sie mich nach dieser Prämisse zu dieser und jener Frage des Referats kurz Stellung nehmen, sozusagen als klärende Voraussetzung für die Diskussion nachher. Dabei bin ich mit Herrn Bürgermeister Dehmkamp so übereingekommen, daß ich etwas näher auf die musikkulturellen Ausführungen von Herrn Drescher eingehe, während sich Herr Dehmkamp mehr dem eigentlichen Titel dieser Veranstaltung: „Kultureller Notstand und kein Ausweg?“ widmet. In der Diskussion wollen wir dann versuchen, eine Synthese aus beidem herzustellen.

Ich stimme Herrn Drescher in vollem Umfange darin zu, daß man Bildung keinesfalls nur als Wissen oder als die Verfügungsmöglichkeit über das Wissen begreifen darf, sondern daß ganz gewiß Kultur und Kunst, damit aber auch Musik und Musikkultur, zur Bildung gehören.

Die heute noch etwa im Brockhaus wiedergegebene Definition, nach welcher man unter Bildung die planmäßige Entwicklung der geistigen und körperlichen Anlagen des Menschen oder auch den durch diese Entwicklung erreichten Zustand verstehen soll, genügt uns längst nicht mehr. Ich meine, daß man einen Menschen nur dann als gebildet ansehen kann, wenn er die Fähigkeit besitzt, diese moderne und komplizierte Welt geistig und seelisch zu bewältigen, so daß er auch unvorhergesehenen Veränderungen dieser Welt gewachsen bleibt. Wir verstehen aber Bildung auch nicht mehr als einen Zustand, der durch Wissensvermittlung erreicht werden kann, sondern als einen sich ständig fortentwickelnden Prozeß. Professor Wenke hat Bildung als die Fähigkeit bezeichnet, im Überraschungsfeld des Lebens bestehen zu können.

Ich halte es deshalb für falsch, mit Drescher zu behaupten, alle, die sich um die Bildung in Deutschland bemühen, arbeiteten mit und für eine Leerformel! Ich glaube vielmehr, daß wir den Ariadnefaden, den wir brauchen, um aus dem Labyrinth der gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen, nicht verloren haben.

Dagegen ist es eine ganz andere Frage, ob es richtig ist, von einer Katastrophe der einsamen Masse zu sprechen. Auch ich sehe jedenfalls Gefahren in dieser Richtung. Der Mensch lebt nun einmal nicht vom Brot allein, und er lebt auch nicht allein von Kenntnissen, die er sich mit Hilfe des Staates angeeignet hat. Bei gleichzeitiger Verkümmern des seelischen Bereiches wäre das, was wir tun, kein Fortschritt. Um hier und heute etwas für die heutige Gesellschaft, ihre Ausbildung, ihre Bildung und damit ihre Kultur zu tun, bedarf es nun leider hier und heute so irdischer Maßnahmen wie Erhöhung der Abiturienten- und Studentenzahlen, der Hochschulen und der Beträge der Stipendien. Das hat auch

Drescher in seinem Vortrag zugestanden.

Lassen Sie mich also an dieser Stelle zu dem Thema „Abiturienten-, Studenten-, Hochschulzahlen“ doch etwas sagen:

Es hängt nicht alles Heil nur von den Abiturientenzahlen ab, sondern, soweit überhaupt die Bildungspolitik mitverantwortlich ist — sie ist es sicherlich weitgehend, aber nicht allein —, von der fortschreitenden Anhebung des Bildungsstandes in allen Bereichen: in Volksschule und Hilfsschule, Realschule und Gymnasium und in allen Bereichen des berufsbildenden Schulwesens. Unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung fordert von uns noch bessere Leistungen der Hilfsschule, Hebung des Leistungsniveaus der Hauptschule als der Oberstufe der Volksschule, d.h. auch Vermehrung der Zahl der Schüler, die mit dem Abschluß der Schulpflicht auch das Ziel der Hauptschule erreichen, mehr Mittelschulabsolventen, mehr erfolgreiche Lehrlinge in der praktischen Berufsausbildung, mehr Berufsschul- und Fachschulabsolventen, mehr Abiturienten, mehr Studienabschlüsse! Also — in allen Bereichen und Stufen eine Steigerung nach Quantität und Qualität! Sie mögen meinen, daß sei ein schier hoffnungsloses Programm. Und dennoch wage ich die Behauptung, daß wir auf diesem Wege trotz aller Schwierigkeiten nicht erfolglos wirken.

Und nun „en detail“ zu den schwierigen Fragen der Musikkultur. Ich bin der Meinung, daß keine Kunstgattung die seelischen Kräfte des Menschen so aktiviert wie die Musik. Ich bin darum mit Drescher der Ansicht, daß für die Pflege der Musik noch mehr geschehen sollte als bisher. Ich zweifle aber an der Notwendigkeit eines großangelegten Forschungsprogramms, das die Wirkungsprozesse der Musik auf das menschliche Seelenleben erst erforschen soll. Ich wage vielmehr zu behaupten, daß Politiker, Wissenschaftler und Pädagogen auch ohne Rücksicht auf die Ergebnisse einer solchen Forschung eine Bildungskonzeption, die den musischen Bereich und damit die Musik ausklammern wollte, für unvollständig und unbrauchbar halten müßten. Sollte wirklich der Standort unserer Musikkultur nur durch solche Forschung ermittelt werden können? Sie mögen durchaus interessante Ergebnisse erbringen; ich habe Zweifel, ob man sie als mehr als ein *l'art pour l'art* empfinden würde.

Ich bin auch der Überzeugung, daß in der nächsten Zeit für die Musik mehr geschehen wird. Schon seit vielen Jahren weisen Institutionen wie etwa der Musikrat oder der Deutsche Sängerbund auf die schwierige Lage der Musikausbildung bei uns hin — ganz gewiß nicht zu Unrecht. Über dem stürmischen Wiederaufbau sind diese Dinge ins Hintertreffen geraten. Das ist aber schon lange bemerkt worden. Der Musikrat hat in seiner Denkschrift 1964 ausführliche Ratschläge für alle nach seiner Meinung zu treffenden Maßnahmen gemacht. Dem gingen mehrere Denkschriften von verschiedenen Seiten voraus, in denen zum Beispiel auf die Nachwuchsschwierigkeiten der deutschen

Kulturchorchester hingewiesen wurde. Die Kultusministerkonferenz hat sich diese Sorgen zu eigen gemacht und erarbeitet zur Zeit eine Empfehlung, die die Musikausbildung noch mehr aktivieren soll. Es besteht also keine Gefahr, daß wir in einen „Schlendrian“ kultureller Gedankenlosigkeit hineingeraten. Und auch Dreschers Hinweise auf die Professoren König und Silbermann und ihre Schrift „Über den unversorgten selbständigen Künstler“ ändern nichts daran. Im übrigen wird mit dem unversorgten Künstler doch nur ein Teilgebiet angesprochen. Ich meine, daß es die Gesamtperspektive vollkommen verschiebt, wenn man nur dies Teilgebiet als ein Beispiel staatlicher Kunstförderung nennt. So einfach darf man sich die Kritik nicht machen! Was fördern Staat und Kommunen im Bereich der Musik nicht alles? Musiktheater, Orchester, Musikhochschulen, Musikakademien, auch die Universitäten und Pädagogischen Hochschulen sind hier zu nennen — auch sie treiben Musikausbildung, Konzertsaalbauten. Für diese Einrichtungen werden Millionen und aber Millionen ausgegeben, die man nicht einfach unter den Tisch fallen lassen kann. — Und staatliches Mäzenatentum — um das an dieser Stelle auch anzusprechen: Der Staat von heute kann die Künstler nicht in der Weise fördern, wie dies Maecen in Rom tat. Maecen förderte nach seinem ganz persönlichen Geschmack. Der Staat von heute kann nicht nach dem Geschmack der jeweils Verantwortlichen fördern, er kann nur nach Qualität gehen, weil dieser Begriff objektivierbar ist. Aber auch insoweit geschieht doch etwas! Denken Sie nur an die künstlerische Ausgestaltung von Bauten, denken Sie an Kunstpreise, denken Sie an Stipendien!

Als überzeugtem Humanisten sei mir auch noch ein Wort über das griechische Bildungsideal erlaubt, von dem Drescher mit Recht feststellt, daß es der Musik eine echte Funktion neben der Gymnastik und der Wissenschaft eingeräumt hat. Drescher meint nun, daß durch diese Konzeption für die Bildung von Körper, Seele und Verstand inmitten einer Umwelt der Kulturlosigkeit und Barbarei ein Höhepunkt der Menschheitskultur ohnegleichen erklimmen worden sei. Ich will dem nicht widersprechen, soweit sich diese Wertung auf die Vergangenheit, d. h. auf das Zeitalter des Hellenentums bezieht. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß dem Hellenentum der Gedanke der Barmherzigkeit, der Nächstenliebe, der Verpflichtung gegenüber dem Mitmenschen und damit der soziale Gedanke noch völlig fremd war, daß dieser Gedanke erst durch das Christentum in die Welt gebracht wurde, so daß wir heute Kultur und Bildung nicht mehr losgelöst von unserer sozialen Verpflichtung sehen und beurteilen können. Herr Dr. Johannsen hat in seinen einleitenden Worten darauf hingewiesen, daß der von Drescher als beispielhaft bezeichnete Bau der Akropolis in Athen immerhin ein Drittel der Haushaltsmittel dieses griechischen Staatswesens verschlungen hat. Das erinnert mich lebhaft an die während meiner Amtszeit als Präsident des Landtages geführte Diskussion über die Frage, ob unsere

Demokratie es sich selbst schuldig sei, durch Errichtung eines Landtagsneubaues ihrer Idee sichtbaren Ausdruck zu verleihen oder ob man die hierfür erforderlichen Ausgaben zugunsten anderer Bereiche zunächst einsparen müsse. Aber die Akropolis ist ja nicht als Parlament, sondern als Tempel errichtet worden. Deshalb bedarf es in diesem Zusammenhang wohl doch der Erwähnung, daß in unserem Land ungeachtet seiner großen und kostspieligen Aufgaben im materiellen Bereich seit 1945, d. h. während der letzten zwanzig Jahre, mehr Kirchen erbaut worden sind als in vielen Jahrhunderten zuvor.

Ich glaube weiter kaum, daß man die Hinweise Dreschers auf die Engagementspolitik und die mangelnde Betreuung junger deutscher Solisten bei internationalen Musikwettbewerben nun gerade als Ausdruck politischer und kultureller Unsicherheit sehen muß. Um auch hierauf kurz einzugehen: Zweifellos ist es bedauerlich, daß für unsere jungen Solisten bei internationalen Wettbewerben nicht mehr geschieht. Ob aber die Praxis, durch Bereitstellung *aller* Mittel erste Preise zu erzielen, die dann Zeugnis ablegen sollen für die Güte des politischen Regimes, aus dem die Solisten kommen, nun gerade das Richtige ist, wage ich auch zu bezweifeln. Kunst wird immer auch Wagnis sein müssen, wenn sie diesen Namen verdienen soll.

Im ganzen, meine Damen und Herren, wurde ich bei der Lektüre des Referats von Herrn Drescher, der zum Teil die Dinge sehr speziell aus der Sicht des konzertierenden Solisten sieht, lebhaft erinnert an Ausführungen, die Professor Thielecke vor fast genau einem Jahr, am 9. November 1964, im Rahmen einer Podiumsdiskussion in Hamburg machte, die ich zu leiten hatte. Professor Thielecke sagte damals: „Als Außenstehender, der nicht mit Macht und politischer Verantwortung betraut ist, hat man es sehr leicht zu kritisieren, weil die ganze Mittelwelt (gemeint ist die Welt der politischen Mittel) für ihn ja kein Problem bildet. Der Geist hat es mit seiner Kritik relativ leicht: er kann radikale Postulate erstellen und kann Programme bilden, die das Absolute formulieren, ohne die Realisierbarkeit und die Nötigung zu Kompromissen zu bedenken. Auch das hat freilich seinen Sinn. Es ist gut, in Unbedingtheit Ziele zu vertreten. Es ist aber pharisäisch, die zu verachten, die sie nicht in Unbedingtheit realisieren können, sondern die *Realisierungsbedingungen* einkalkulieren müssen.“ Mir scheint bei aller Brillanz der Gedankenführung Dreschers, der man sich vor allem beim ersten Hören oder Lesen nicht entziehen kann, enthält dieser Vortrag doch zu wenig Anregungen, die ernsthaft auf ihre Realisierbarkeit untersucht werden können. Was uns Kulturpolitikern vor allem helfen kann, sind Vorschläge, wie sie die vorher schon erwähnte Denkschrift 1964 des Musikrates macht. Da heißt es — nach genauer Darlegung der Gefahren für das Musikleben — u. a. zur Musik in der Schule und in der Lehrerbildung: „Sicherung der Kontinuität des Musikunterrichts mit zwei Wochenstunden durch alle Klassen aller Schulformen“, oder

„Vermehrung der Planstellen für hauptberufliche Musikdozenten und Assistenten an Pädagogischen Hochschulen“.

Sehen Sie, meine Damen und Herren, das sind Vorschläge, über die man reden kann, das sind konkrete Forderungen, die verwirklicht werden können oder auch nicht — oder nur zum Teil. Auch auf die Gefahr hin, als Pragmatiker zu gelten, vermisse ich diese Gegenständlichkeit, Aktualität der Aussage. Wenn man sich so detailliert zur Frage der deutschen Musikkultur äußert, wie es Drescher getan hat, dann sollte er nicht nur die Arbeit von König und Silbermann „über den unversorgten selbständigen Künstler“, sondern auch die Denkschrift des Musikrates erwähnen und sich mit ihr auseinandersetzen.

„Kultureller Notstand und kein Ausweg?“ ist unser Thema heute. Ich habe daraus bewußt nur einen relativ kleinen Ausschnitt gewählt und bin dabei auf die Thesen Adolf Dreschers, der hier schon zu Ihnen gesprochen hat, genauer eingegangen. Ich darf jetzt Herrn Bürgermeister Dehnkamp den Platz räumen.

Bildungsnotstand und Kulturpolitik

Was wir gemeinsam tun können

„Bildungsnotstand“ ist eines der meistgebrauchten Worte unserer Zeit. Sicher wird es oft mißbraucht, und zweifellos meinen nicht alle Benutzer des Wortes dasselbe. Wenn man sich aber alle Einzelheiten und Beispiele vergegenwärtigt, die bei diesem Wort aufgezählt werden: Lehrermangel, unzureichende Lehrerbildung, Überforderung der Lehrer durch zu hohe Klassenfrequenzen und Pflichtstundenzahlen, Schichtunterricht, unzulängliche Schulgebäude, überfüllte Klassenräume, einklassige Dorfschulen, unzeitgemäße Lehrpläne, Lehrmittel und Schulbücher, überholte Schulformen, Uneinheitlichkeit des Schulwesens in der Bundesrepublik, unbefriedigende Leistungen der Schulabgänger, ungenügende Leibeserziehung in der Schule, zu wenig Übergänge in weiterführende Schulen, zu geringe Erfolgsquoten in Gymnasien, überfüllte Universitäten, unbesetzte Lehrstühle, nicht ausreichende Ausstattung wissenschaftlicher Institute, unzureichende finanzielle Unterstützung wissenschaftlicher Organisationen, Rückstand der deutschen Forschung gegenüber dem Ausland, Abwanderung deutscher Wissenschaftler, zu geringer Nachwuchs auf allen Gebieten unseres Kulturlebens (Theater, Orchester, Chöre), personelle und finanzielle Schwierigkeiten der deutschen Schulen im Ausland, Unzulänglichkeiten der deutschen Kulturarbeit im Ausland und noch vieles anderes, dann fragt man sich natürlich, ob dies alles nur Einzelercheinungen sind, die auch ganz zufällig gleichzeitig bemerkt werden. Wer jedoch genauer hinsieht, der erkennt sehr bald, daß sich in all diesen Mangelercheinungen die allgemeine Unzulänglichkeit unserer Bildungseinrichtungen offenbart. Wo so viele Mängel gleichzeitig und überall auftreten, da wäre es eine gefährliche Verniedlichung, wollte man diese vielen Erscheinungen vereinzeln und den Bildungsnotstand, d. h. den Notstand unseres Bildungswesens, übersehen oder gar bestreiten. Der ursächliche Zusammenhang der Mängel ist unverkennbar, und darum kann man nicht nur, man muß vom Bildungsnotstand sprechen.

Nun wird gesagt, der eigentliche Bildungsnotstand sei ein innerer, ein seelischer und der wiege schwerer als die aufgezählten äußeren Mängel in unserem Bildungswesen. Niemand kann und will die Einsamkeit des heutigen Menschen und seine inneren Nöte bestreiten. Bei unserer Betrachtung geht es jedoch weniger darum, ob der innere oder der äußere Notstand der größere ist, sondern darum, was wir gemeinsam tun können, um den Notstand zu überwinden.

Unzweifelhaft kommt ein nicht geringer Teil der inneren Nöte daher, daß viele Menschen in ihrer Jugend, in ihrem Leben überhaupt, weder in der Familie noch in der Gesellschaft, die notwendige Hilfe gefunden haben. Hier gilt es also einzusetzen, und da die kleinere Einheit, die Familie, immer mehr von ihrer Erziehungsfähigkeit verliert, muß die größere Einheit in die Lage versetzt werden, diese Erziehungsaufgabe zu übernehmen. Dazu gehört in erster Linie die Beseitigung der äußeren Mängel in unseren öffentlichen Bildungseinrichtungen. Damit ergibt sich fast automatisch die Frage nach den Ursachen der einzelnen Mängel wie des ganzen Notstandes. Da wäre zunächst der Krieg mit seinen zerstörenden Folgen für unser Schulwesen wie für unser ganzes Volk, da wäre weiter die durch die moderne Technik bedingte fortwährende Veränderung unseres Lebens und unserer Lebensgewohnheiten, und da wäre nicht zuletzt der im gehobenen Lebensstandard zum Ausdruck kommende Wohlstand des ganzen Volkes und jedes einzelnen Bürgers. Das alles hat uns nicht gemeinschaftswilliger, nicht gebefreudiger und auch nicht mitteilbarer gemacht, sondern eher umgekehrt. Die individualisierenden Folgen unseres Wohlstandes sind überall, bis in die Familien hinein, spürbar. Viele von den Autos, die durch den Mitverdienst der berufstätigen Mütter angeschafft und unterhalten werden, müssen im Grunde die Kinder bezahlen. Ohne die Hilfe, den Schutz und die Nestwärme des Elternhauses sind viele Kinder den ganzen Tag sich selbst überlassen. Was sich für diese Schlüsselkinder aus solch dauerndem Alleinsein ergibt, läßt ich exakt kaum feststellen. Für die zahlreichen betroffenen Kinder aber ist das dauernde Alleinsein ein innerer Notstand, und obwohl wir dies wissen, können wir die Ursache, nämlich die Berufstätigkeit der Mütter, nicht beseitigen, weil die heutige Wirtschaft auf die Mitarbeit der Frau angewiesen ist. Jede berufstätige Mutter aber ist eine immerwährende Aufforderung an die Gesellschaft, sich dieser Kinder anzunehmen und ihnen die Erziehungshilfen zu geben, die die Familie nicht mehr geben kann.

Noch etwas anderes ist bei dem Thema Bildungsnotstand zu bedenken. Die heutige Gesellschaft, die wir auch Massengesellschaft nennen, unterscheidet sich von der früheren Gesellschaft weniger dadurch, daß heute mehr Menschen leben als vor hundert oder zweihundert Jahren, als dadurch, daß heute jeder einzelne Mensch sowie die Ansprüche, die er an Staat und Gesellschaft stellt, gleich viel gelten. Das war früher nicht so. In der damaligen Ordnung zählten nur die Begüterten und ihre Ansprüche im und an den Staat, während die unteren Schichten es als naturgegeben und unabänderlich hinzunehmen hatten, daß sie wenig besaßen, wenig wußten und gar nichts zählten. Abgesehen von einigen Gesellschaftskritikern und Philosophen, hat niemand daran gedacht, wieviel innere Not sich aus der sozialen Lage, der Unbildung und der Rechtlosigkeit der Menschen der unteren Schicht ergab, deren menschliche und kulturelle

Ansprüche für die frühere Gesellschaft nicht existierten. Nachdem diese Menschen in einem Jahrhunderte währenden Kampf ihre politische Gleichberechtigung errungen haben und nachdem sie heute auch wirtschaftlich nicht mehr auf der Schattenseite leben, kommen auch ihre Bildungs- und Erziehungsansprüche zum Vorschein, mit denen wir uns heute auseinandersetzen müssen. Die zwar noch geringe, aber ständig steigende Zahl der in Gymnasien übergehenden Arbeiterkinder spricht für die fortschreitende Demokratisierung unseres Schulwesens. Das allein genügt jedoch nicht, denn die Schule von heute muß nicht nur mehr, sie muß auch anderes leisten als die bisherige Schule. Unsere Bildungsideale und Bildungseinrichtungen sind entstanden im Schnittpunkt von Klassizismus und Romantik. Sie entsprechen in Form und Inhalt nicht mehr dem, was die heutige Zeit verlangt. So ist denn der heutige Bildungsnotstand z.T. ein Rückstand, denn unsere Schule hat mit der Entwicklung nicht Schritt gehalten. Unsere gemeinsame Aufgabe ist, sie der heutigen Zeit anzupassen und sie den jetzigen Anforderungen entsprechend zu gestalten. Dazu gehört als erstes die Beseitigung der äußeren Mängel, denn um alles leisten zu können, was die heutige Zeit verlangt, muß die Schule vor allem genug und umfassend ausgebildete Lehrer, genug und gut ausgestattete Schulen, zeitgemäße Lehrpläne und moderne Lehr- und Lernmittel haben. Dann werden auch manche inneren Schwierigkeiten geringer werden oder gar überwunden, und eine solche Schule wird nicht nur eine Unterrichtsanstalt sein, sondern auch das, was sie heute und noch mehr morgen sein muß: eine Erziehungseinrichtung.

Die Aufgabe des Künstlers

Gedanken zur Landesschau 1965 der bildenden Künstler

Auch diesmal, auch in diesem Jahre Landesschau? Klingt das nicht etwas nach Gewohnheit, selbstverständlicher Wiederholung, nach Routine und geistigem Leerlauf? — Hat eine solche Ausstellung, wie wir sie heute eröffnen wollen, außer daß sie einigen Malern und Bildhauern vielleicht eine Verkaufschance bietet, überhaupt einen künstlerischen Sinn? Seien wir ehrlich: Es gibt Kunstfreunde und auch Künstler genug, die das sehr bezweifeln.

Handelt es sich doch hier nur um einen Ausschnitt der jährlichen künstlerischen Produktion unseres Landes, eines wenig kunstfreundlichen Landes, muß ich leider hinzufügen. Ausnahmen brauche ich sicher nicht aufzuzählen, denn die gibt es doch glücklicherweise. Ich müßte nur meine Danksagung wiederholen.

Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die mangelnde Finanzkraft des Landes und der Gemeinden, die Randlage, die nicht sehr umfangreiche Industrie und das Fehlen von Kapital — immer im Vergleich zu anderen Bundesländern — Fakten sind, die sich ganz selbstverständlich hemmend auf die bildenden Künste auswirken.

Und auch da, wo Kapital vorhanden ist, hat man heute oft noch nicht begriffen oder schon vergessen, daß damit eine kulturelle Verantwortung verbunden ist. Fürsten und Feudalherren, Patrizier und gehobenes Bürgertum des vorigen Jahrhunderts hatten noch dieses Verantwortungsbewußtsein. Bei uns gibt es das nur noch — oder sollte man optimistischer sagen: schon wieder — vereinzelt. Auf eine sehr simple Formel gebracht, sieht es heute aber doch so aus, daß Interesse oder gar Begeisterung für die Kunst meistens nicht mit den finanziellen Voraussetzungen für ein wirksames Mäzenatentum gekoppelt sind. Auch fehlt, glaube ich, häufig die Phantasie, dazu liegen wir vielleicht ein bißchen zu nördlich. Ein Mäzen muß auf seine Weise auch schöpferisch sein.

Wo aber unser demokratischer Staat oder die sogenannte pluralistische Gesellschaft sich zu repräsentieren haben, bedient man sich kaum, allenfalls in einer unverbindlichen Randverzierung, der Künste. Chromverzierte Karosserieformen und Stilimitationsmöbel scheinen das Bedürfnis nach Repräsentation weithin zu decken.

Aber wir wollen nicht undankbar sein und vor allem nicht vergessen, daß das Grundgesetz unseres demokratischen Staates immerhin die absolute Freiheit der Kunst garantiert. — Von den bekannten jüngsten Bestrebungen, diese Freiheit einzuschränken, wollen wir hier einmal absehen.

Allerdings werde ich leider das Gefühl nicht los, als hätten wir die absolute Freiheit erkämpft mit einem nicht minder absoluten Desinteresse der Öffentlichkeit, das jedoch in bestimmten Fällen in erschreckende Feindschaft umschlagen kann. Erinnern wir uns nur der nicht seltenen Ausfälle mehr oder minder prominenter Politiker aller Richtungen gegen Künstler und Schriftsteller oder studieren wir nur die Leserbriefe in vielen Lokalzeitungen über öffentlich aufgestellte Kunstwerke. Zweifellos ist die Freiheit der Kunst gefährlich, wie anders wären die rigorosen Maßnahmen faschistischer oder kommunistischer Regierungen zu erklären? — Gefährlich und vor allem auch unbequem ist diese Freiheit, sowohl für das Publikum, das sich immer wieder aus seiner Sicherheit und seinem Selbstbewußtsein aufgeschreckt fühlt, als auch für den Künstler, der sich ständig auf sein eigenes Gewissen verwiesen sieht, ohne geistigen Rückhalt bei der undiskutierten Autorität eines Auftraggebers, eines Mäzens oder gar einer Glaubens- und Kulturgemeinschaft zu finden.

Dies soll nun wahrlich kein Ruf nach staatlicher oder privater Protektion sein, die, wie wir nur zu genau wissen, allzu leicht in Bevormundung umschlagen kann, kein Ruf nach Kunstkäufern, die nur Geld unterbringen oder ihr Prestige absichern wollen. Es ging mir nur um eine schlichte Feststellung der Lage.

In dieser von mir sicher nicht überzeichneten Situation wird heute also Kunst produziert, z.B. diejenige, die wir hier in zwei parallellaufenden Ausstellungen dem kritischen Blick der Öffentlichkeit preisgeben. — Es gehört keine prophetische Gabe dazu, zu behaupten, daß viele Namen unseres Kataloges eines Tages vergessen sein werden und daß diese Ausstellungen vermutlich keine Meilensteine der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts enthalten. Also auch hier eine trostlose Lage? werden Sie denken. Warum also überhaupt eine solche Ausstellung?

In einem Land wie Schleswig-Holstein, ohne bedeutende Kulturmetropole — die Kieler mögen mir verzeihen —, mit Dörfern, Klein- und Mittelstädten, hat es der Künstler zweifellos besonders schwer. Welche Aufgabe hat er da überhaupt unter Kühen auf fetter Weide, zwischen Land- und Gastwirten, inmitten von Kleinstadtklatsch oder alleingelassen in der strukturlosen Gesellschaft mittlerer und größerer Städte?

Er hat, und das scheint mir von außerordentlicher und meistens überhaupt nicht erkannter Wichtigkeit, er hat ein Beispiel zu geben, das Beispiel eines Menschen, der etwas ganz Ungewöhnliches und für manche wohl durchaus Abwegiges tut, nämlich eine Sache um ihrer selbst willen. Nicht irgendeine Sache, kein Hobby oder Steckenpferd, sondern eine Sache, die mit seiner gesamten Existenz verknüpft ist, die ihm das Leben überhaupt bedeutet, mit der er keine Reichtümer gewinnen kann, ja meistens nicht einmal Ruhm, Ehre, Anerkennung oder Bewunderung. Die künstlerische Arbeit, diese kaum faßbare Mischung und

Durchdringung von Geist und Handwerk dürfte außerdem zu den letzten Tätigkeiten gehören, die nicht nur einzelne Funktionen des Menschen beanspruchen, entwickeln und zur Geltung bringen. Eine solche Tätigkeit fordert den ungeteilten, den ganzen Menschen; sein Denken und Empfinden, seine Sinne und seinen Geist, seinen körperlichen Rhythmus, seine Ausdauer, seine Spontaneität, seine Zartheit und seine Kraft, alles zusammen auf ein einziges Ziel gerichtet, nämlich auf die Ganzheit, auf die Einheit des Kunstwerkes. So sind das Tun und dessen Ergebnis zu verstehen als Hinweise auf die weiten und tiefen Möglichkeiten des Menschseins, und zwar des einzelnen, auf sich allein gestellten Individuums, abseits von gedanklichen, weltanschaulichen oder politischen Normen, abseits auch von geplanter Teamarbeit, von Serienproduktion, Spezialisierung und Mechanisierung. Diese für unsere nackte Existenz wichtigen Erscheinungen sollen nicht herabgesetzt oder mißachtet werden. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß das Dasein der Menschen sich nicht hierin erschöpfen sollte.

Wir haben die Hoffnung, daß auch dem Betrachter oder gar Besitzer eines Kunstwerkes das Erlebnis und die Erfahrung der Ganzheit, der Einheit vermittelt werde, in all der uns umgebenden Zersplitterung. Diese Hoffnung ist die einzige Rechtfertigung unseres Tuns.

Wenn also diese beiden Ausstellungen wahrscheinlich keine Meilensteine der neueren Kunstgeschichte enthalten, wie ich eben sagte, so werden Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, doch eine Reihe von Werken finden, die in unterschiedlichster Weise Zeugnis geben von der empfundenen, erlebten und erfahrenen, gesehenen und durchdachten Einheit und Ganzheit. Das ist viel, und damit rechtfertigen wir diese Ausstellungen.

Über deren Zustandekommen will ich Ihnen hier nicht berichten. Allen Ärger, allen Verdruß, alle Schwierigkeiten und Strapazen, die offenbar notwendig damit verbunden sind, haben die Mitglieder und vor allem der Leiter der Jury resigniert und stoisch oder je nach Temperament mit zusammengebissenen Zähnen und verkrampften Fäusten zu tragen.

Als Mitglied der diesjährigen Jury schweige ich zu diesem Thema, freue mich aber sehr aufs nächste Jahr, wenn liebe Kollegen stöhnen werden.

Wichtig erscheint mir jedoch die Frage, nach welchen Prinzipien denn überhaupt eine Jury arbeitet. Man will gute Bilder und Skulpturen zeigen! Wie findet man sie heraus aus der Fülle der Einsendungen? Man wird sich vielleicht entscheiden müssen, ob man eine große Komposition ablehnt und eine winzige Skizze annimmt oder umgekehrt. Man muß doch bei aller Verschiedenheit heutiger Richtungen und Tendenzen, bei der Fülle subjektiver Ausdrucksmöglichkeiten gewisse Kriterien haben, wenn man seine Stimme gibt oder verweigert.

Es geht also letztlich um den Begriff der Qualität. Denn — ich zitiere den

bedeutenden Sammler, Künstler und Kunstschriftsteller Emil Preetorius — „ohne scheidende Erkenntnis der Grade bildnerischer Qualität bleibt die Beschäftigung mit der Kunst ohne Ernst, Tiefe und Verantwortung“. Das gilt in gleicher Weise für den ausübenden Künstler wie für den Kunsthistoriker und für den Kunstfreund.

Die Mitglieder einer Jury pflegen sich meistens recht schnell über gut und schlecht zu einigen; natürlich gibt es Abweichungen auf der mittleren Linie, und natürlich sind niemals Irrtümer ausgeschlossen. Keine Jury ist unfehlbar, und die Beschäftigung mit der Kunst, vor allem mit der unmittelbar gegenwärtigen, birgt immer ein Risiko — glücklicherweise, füge ich hinzu. Denn der Anteil des Risikos gehört mit zur lebendigen Wirksamkeit der Kunst.

Was aber, um endlich zur Sache zu kommen, sollen wir denn unter den „Graden bildnerischer Qualität“, wie Preetorius es ausdrückt, verstehen? Wie kann man sie erkennen, und wie sind die Maßstäbe beschaffen, mit denen sie gemessen werden?

In den Räumen der letzten Dokumenta fand vor der Fernsehkamera gerade über diese Frage eine Diskussion statt. Ein Philosoph, ein Kunsthistoriker, ein Kritiker, ein Bildhauer und ein Kunsthändler waren beteiligt: alles bedeutende Männer ihres Faches, deren Namen ich aber schamhaft verschweige. Das Ergebnis der Diskussion offenbarte die absolute Hilflosigkeit fast aller Gesprächspartner, so daß letztlich der Kunsthändler siegte, wenn ich das so sagen darf, mit der Behauptung, es gäbe keinen anderen Maßstab als den Preis eines Werkes auf dem internationalen Kunstmarkt. Das halte ich, schlicht gesagt, für eine geistige Bankrotterklärung. Versuchen wir also, zu einem besseren Ergebnis zu kommen, von dem wir annehmen dürfen, daß es sich dem eigentlichen Problem zumindest nähert.

Wir haben vorhin das Kunstwerk als Ganzheit oder als innere Einheit angesprochen. Damit sind wir, so meine ich, auf dem richtigeren Wege. Ein Kunstwerk muß gewissermaßen mit sich selbst im Einklang sein, es muß eine gewisse innere Konsequenz besitzen. Alle Teilaspekte wie Form, Zeichnung, Farbe, Fläche, Raum, bei der Plastik die Volumina, Rhythmus, Dynamik oder Statik, Harmonien, Kontraste, Dissonanzen sollten eine innere Beziehung untereinander und zum Ganzen haben. Jeder Teil hat einen bestimmten wichtigen Stellenwert im Werk. Geringfügige Änderungen könnten das Ganze zum Einsturz bringen oder doch die zugrunde liegende oder die aus dem Zusammenhang sich entwickelnde Idee undeutlich und schließlich unwirksam machen.

Man müßte nun natürlich alle diese Teilaspekte gesondert und in ihren unterschiedlichsten Beziehungen zueinander behandeln. Zudem lassen sich Phänomene des Anschaulichen nicht gut rein begrifflich, d. h. also ohne anschauliches Beispiel, beschreiben. Außerdem wäre der Versuch ohnehin fragwürdig, da zur Beurteilung künstlerischer Qualität Wissen allein niemals

ausreicht. Ein empfindliches, gewissermaßen musikalisches Auge gehört ebenso dazu wie Erfahrung im Umgang mit Kunstwerken.

Nun könnten Sie mir mit Recht entgegenhalten, daß ein so allgemein gehaltener Begriff wie der der inneren Konsequenz der bildnerischen Mittel ganz eindeutig, aber auch einseitig auf die formal ästhetischen Qualitäten bezogen ist und auf ein Bild von Rubens oder C. D. Friedrich ebenso anwendbar sei wie auf eines von Klee oder Mondrian. Wie nun, wenn hier ein Bild eingeliefert wird, das von einem Fälschergenie ganz im Sinne eines dieser Meister gemalt ist?

Wir müssen zugeben, daß der Begriff „Qualität“ unvollständig definiert wird, wenn es nur vom Ästhetischen her geschieht. Man wird also für einen umfassenderen oder auch engeren Qualitätsbegriff sorgen müssen. Umfassender in dem Sinne, daß in den oder mit Hilfe der rein bildnerischen Werte die Weitsicht, die Erfahrungen, das Lebensgefühl, die großen Ängste und die kleinen Freuden unsere eigenen Epoche sich ausprägen. — Als enger ist ein solcher Qualitätsbegriff zu bezeichnen, da er sich eindeutig auf die Mitte des 20. Jahrhunderts beziehen muß.

Damit aber kommen wir in unseren Überlegungen an einen in vielfacher Hinsicht problematischen Punkt, denn erstens sind an einer Ausstellung, wie z. B. an unserer Landesschau, Zwanzigjährige ebenso beteiligt wie Neunzigjährige. Alle sind Zeitgenossen, aber man muß nach Lebensalter, Generationszugehörigkeit und nach den unterschiedlichsten biographischen Voraussetzungen jedem Künstler seine eigene Sicht und damit sein eigenes Urteil über die Zeit zubilligen. Zweitens gibt es, um die Sache noch etwas zu komplizieren, auf eine natürlich etwas einfache Formel gebracht, zwei grundsätzlich verschiedene, aber gleichwertige Verhaltensweisen zu der Wirklichkeit unserer Epoche. Ich möchte sie hier einmal probeweise die spiegelbildliche und die gegenbildliche nennen. Sie werden gleich bemerken, daß diese Benennung nichts mit gegenständlicher, abstrahierender oder gegenstandsloser Gestaltung zu tun hat.

Denn man kann, um ein Beispiel zu geben, der Zersplitterung und den Auflösungstendenzen in unserer Epoche spiegelbildlich begegnen, am konkreten Einzelbeispiel ganz direkt oder allgemein zeichenhaft oder symbolisch. Man kann aber auch, immer natürlich im Sinne einer hohen bildnerischen Qualität, der Auflösung, dem Chaos das mahnende Gegenbild der Ordnung entgegenhalten, in einer abstrakten Komposition ebenso wie in einem Stilleben oder einer Landschaft. Man kann der zeitgenössischen Verflachung eine tiefe Welt der Mythen entgegengehalten, oder man kann sie böse, ironisch oder objektiv wiedergeben. Sie werden aus dem imaginären Museum der Gegenwartskunst genug Beispiele für beide Möglichkeiten parat haben.

Unter einem solchen Gesichtspunkt verliert der scheinbar endlose und so unfruchtbare Streit sogenannter avantgardistischer und sogenannter

traditionsgebundener Richtungen einfach seinen Sinn. Die Frage nach der Qualität eines Werkes wird damit zur Frage nach der Fähigkeit eines Künstlers, seiner eigenen Haltung gegenüber unserer Epoche mit bildnerischen Mitteln Ausdruck zu verleihen.

Damit wird deutlich, daß sich den ästhetischen Qualitäten moralische zuordnen. Es geht um eine klare Stellungnahme. Die C.-D.-Friedrich- oder Leibl-Imitation wird damit genauso disqualifiziert wie eine Klee- oder Schwitters-Nachahmung. Der Kunsthistoriker Gotthard Jedlicka hat das in seiner Laudatio auf einen Schweizer Kunstpreisträger so formuliert:

„Die wesentliche Gegenwärtigkeit eines Künstlers beruht nie darin, daß sich seine Werke nach bestimmten Stilmerkmalen, die den Bildern der berühmten Repräsentanten entnommen sind, datieren lassen (Merkmale, die ihn als Nachahmer charakterisieren), sondern darin, daß er sich als lebendiger, schöpferischer Mensch in einer Zeit aus den Voraussetzungen seines Lebensgefühls und seines Temperaments in der ihm angemessenen Weise ausdrückt. Was von der Kunst der Gegenwart für die folgenden Generationen Gegenwart bleibt, vermag keiner von uns zu sagen. Aber das eine ist seit Jahrhunderten gleich geblieben: daß nur die Künstler mit ihren Werken überleben, die sich selbst die Treue gehalten haben.“

Wenig gekürzte Wiedergabe der Ansprache zur Eröffnung der Landesschau 1965, deren Manuskript uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde.

Kunst und Volk in Dänemark

Von Tradition und Erneuerung in der dänischen Dichtung

Wie bekannt sein dürfte, hat in diesem Frühjahr in Dänemark ein Sturm von seltenen Ausmaßen um das Verhältnis zwischen Kunst und Volk getobt. Den äußeren Anlaß bildete ein Gesetz, das wie in Schweden und Norwegen die Leistungen des Staates für schaffende Künstler, Maler, Schriftsteller und Komponisten aufbessern wollte. Solche Zuwendungen für Künstler seitens des Staates sind nichts Unbekanntes oder gar neuen Datums. In der Zeit des Absolutismus wurden sie direkt von der Königsmacht und von einem Kreis reicher Männer, übrigens angeführt von dem Herzog von Augustenburg, gewährt. Als Dänemark dann im Jahre 1849 ein neues Grundgesetz und damit eine demokratische Regierung erhielt, übernahm diese, jedoch in Verbindung mit einem Kreis von Privatleuten, diese Leistungen für die Künstler. Die aufblühende Demokratie war mit den Beträgen, die den Künstlern bewilligt wurden, nicht kleinlich. In Geld würden sie heute einem Betrag zwischen fünfzig- und sechzigtausend Kronen jährlich für den einzelnen Künstler entsprechen. Bis zu der neuerlichen Revision des Gesetzes (Mai 1964) waren die Leistungen des Staates für die Künstler bis auf fünftausend Kronen herabgesunken. Das neue Gesetz bedeutet nicht, daß die Leistungen auf das ursprüngliche Niveau gebracht werden, dafür wurde aber die Anzahl der Empfänger dieser Leistungen erheblich erweitert.

Die Beweggründe für die Revision der bisher geltenden Praxis waren mannigfaltig, wie es aus den Diskussionen über das neue Gesetz im dänischen Folketing hervorgeht; das Erhebende an diesen Diskussionen war jedoch die allgemeine Einigkeit über das Prinzip, daß man nicht eine Gruppe auf einem sozialen Niveau so weit unter der übrigen Gesellschaft herhinken lassen kann, wie es bei den Künstlern der Fall war.

Es ist die Frage, ob nicht der Staat in den zweihundert Jahren, in denen er die nationale Kunst unterstützte, in erster Linie im eigenen Interesse gehandelt hat. Bei einigen der Könige des Absolutismus, die der Kunst aus ihrer eigenen Kasse Unterstützung gewährten, geschah es aus aufrichtigem Interesse für die Kunst, und dies galt natürlich in noch höherem Maße von den privaten Mäzenen, die sie neben dem Staat unterstützten. Aber andere Könige des Absolutismus handelten wohl eher aus Prestigegründen. Sie wollten etwas Bleibendes hinterlassen, seien es Bauwerke oder literarische Werke.

Die gleiche Mischung von aufrichtigem Interesse und mehr egoistischen Motiven findet man sicherlich bei der Unterstützung der Kunst durch die junge Demokratie. Wenn die junge, erwachende Demokratie die Kunst unterstützte, geschah es aus dem Gefühl, daß die Kunst eine Angelegenheit des Volkes sei; daß die Kunst an der Spitze stehe und das Volk in seinem Kampf um die Freiheit und Selbständigkeit inspiriere. Es waren ja Künstler, die oftmals jene Gedanken formulierten, die später politisch durchschlugen. Es waren die Künstler, die die Gedanken formulierten, die in einer noch späteren Periode auf sozialem Gebiet durchdrangen. In der bürgerlichen Demokratie des vorigen Jahrhunderts herrschte Übereinstimmung zwischen tonangebenden politischen und künstlerischen Kreisen, wie ebenfalls später in der sozialen Demokratie zwischen der Arbeiterklasse und einer breiten Front innerhalb der gleichzeitigen Dichtung und Kunst.

*

Daß das Verhältnis heute dagegen anders ist, zeigte sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in den Protesten gegen die Gesetzgebung über die ökonomischen Verhältnisse der Kunst. Mit einem Schlage erwies es sich, daß in der modernen Gesellschaft ein klaffender Abstand zwischen Kunst und Bevölkerung besteht. Es ist eine Kluft, die nicht nur zwischen Kunst und Volk, sondern auch zwischen der Bevölkerung und einem zeitgemäßen und vorwärtsdrängenden politischen Denken besteht. Es hängt nicht nur mit dem ewigen und feststehenden Problem des traditionellen Denkens und der Erneuerung innerhalb der dänischen Dichtung zusammen, sondern mit den Traditionen, die noch in der Bevölkerung leben, und der Erneuerung des traditionellen Denkens, die in diesen Jahren in vielen und verschiedenen Versuchen einer nicht nur dichterischen, sondern auch politischen Neuorientierung ihren Niederschlag findet.

Einmal ist heute dasjenige, das früher einem engen Kreise vorbehalten war, einem weit größeren Kreis, um nicht zu sagen allen, zugänglich. Der Aufruhr gegen das Neue in der Dichtung und der Kunst, der auch zu Georg Brandes' Zeiten und später um Henrik Pontoppidan und Johannes V. Jensen vorhanden war, blieb einem kleineren Kreis vorbehalten. Es war eine Auseinandersetzung unter den Vertretern der Literatur und der Kunst und den Kreisen der Bevölkerung um sie, die den sozialen Rang und die Bildung besaßen, um zu wissen, was geschah. Es handelte sich daher eher um literarische Fehden und später um Streitgespräche auf den Rednerpulten des Landes, als um Volksstimmungen. Aber die Auseinandersetzung, die wir in diesen Monaten erlebt haben, war dagegen eine wirkliche Volksstimmung, und das verdankt man in erster Linie im positiven Sinne der Tatsache, daß die Bevölkerung in weit höherem Maße als früher über das

Geschehen, das bisher engen und geschlossenen Kreisen Vorbehalten war, orientiert wird.

Es gibt keinen Winkel im Lande, es gibt kaum ein Heim, in das nicht durch die moderne und mehr popularisierende Großpresse und vor allem durch das Fernsehen moderne Kunst und Literatur und modernes Theater eingedrungen sind. Das ist ein sehr wesentlicher Zug in der heftigen Debatte über Kunst und Volk, und mir scheint es ein positiver Zug zu sein; positiv von einem allgemein menschlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, weil wir es in Übereinstimmung mit demokratischer Denkweise befürworten müssen, daß alle den gleichen Zugang zu allen Gütern der Kultur erhalten. Es ist auch ein positiver Zug aus kürzerer Sicht heraus, denn es erweist sich, daß unsere Massenmedien Menschen aktivieren können, daß hier eine Aktivität gegenüber Strömungen in der Kunst und Literatur in Erscheinung tritt.

*

Man hat die moderne Kunst negativ, unverständlich, desperat und zerstörerisch genannt und so heftig dagegen reagiert, daß eine breite und allgemeine Stimmung dafür besteht, daß es nicht die Aufgabe der Öffentlichkeit sein kann, gerade *dieser* Kunst einen ökonomischen Rahmen zu schaffen. Wohl für die positive, aufbauende und verständliche Kunst, aber nicht für diese.

„Wir wollen nicht dieses Zerstörerische und Negative unterstützen“, hieß es in der einen Resolution nach der anderen. „Wir wollen nicht dazu beitragen, die Gesellschaft zu unterminieren und den Ast, auf dem wir selber sitzen, abzusägen.“ Psychologisch ist das verständlich. Die Dichtung und die Kunst von heute sind Ausdruck eines Weltbildes, das sich von dem traditionellen unterscheidet.

Bei dem traditionellen Weltbild denke ich besonders an unser Verhältnis zur Wahrheit und zur Wirklichkeit. Es gibt gewisse Wahrheiten, die immer noch Wahrheiten im altmodischen Verstande sind. Es ist immer noch wahr, daß Amerika im Verhältnis zu uns jenseits des Atlantischen Ozeans und daß Dänemark nördlich von Deutschland liegt. Aber je mehr wir uns dem, was wir in alten Tagen die Wahrheit nannten, nähern, desto größer wird der Abstand zwischen der neuen Auffassung und der traditionellen.

Wir sprechen von dem relativierten Wahrheitsbegriff, das heißt u. a., daß wir zu der Auffassung von der Wahrheit nun den Ort, von dem aus wir die Wahrheit betrachten und daß wir sie überhaupt betrachten und daß jemand sie betrachtet, hinzufügen müssen. Die Auffassung von der Wahrheit verändert sich mit dem Winkel, aus dem man sie betrachtet, und wird von dem Winkel, von dem aus sie betrachtet wird, beeinflußt. Je mehr wir uns der Ethik und der Moral und der Weltanschauung nähern, desto deutlicher erkennen wir, daß der traditionelle Wahrheitsbegriff nicht länger zusammenhält, sondern längst in Stücke zerbrochen ist.

*

Es ist etwas ganz Selbstverständliches und Natürliches für die Dichtung, diese Explosion und das Gefühl, sich mitten in einer Auflösung der traditionellen Werte zu befinden, zum Ausdruck zu bringen, einer Auflösung, die, wohlbemerkt, nicht von der Dichtung, sondern vor allem von der Wissenschaft und der Philosophie und — doch das ist eine lange Geschichte, die wir nur kurz streifen wollen — auch von der ökonomischen Entwicklung, die wir alle mehr oder weniger akzeptiert haben, begonnen wurde.

Dieses wird in der Dichtung zum Ausdruck gebracht. Wir haben den traditionellen Wirklichkeitsbegriff verlassen, und wenn so etwas geschieht und Räume und Wände verschwinden und wir uns in einer scheinbaren Leere befinden, dann entsteht das Unbehagen, das in der Dichtung als Angst und Verzweiflung erscheint. Nicht als eine Angst, die die Dichtung selbst hervorgerufen hat, sondern als eine Angst, die sie registriert und zum Ausdruck bringt.

Die neue Dichtung und Kunst wirkten ebenfalls herausfordernd, weil sie an ein Angstgefühl rührten, das allgemeiner ist, als man glauben sollte, an eine allgemeine Unsicherheit, die sich als Unruhe und ab und an als Verzweiflung äußert — und wahrlich auch bei anderen als bei den Dichtern.

Aber diese zutiefst radikale Auseinandersetzung wird heute durch unsere Massenkommunikationsmittel der ganzen Bevölkerung nahegebracht, und lassen Sie uns eines bemerken und unterstreichen, nämlich daß es nicht die Dichtung allein oder insbesondere ist, die uns diese Problematik aufgebürdet hat, obwohl ihr im Augenblick die Schuld zugeschoben wird.

Aber sie hat sich selbstverständlich mit dieser Problematik beschäftigt, und zwar so ausgiebig, daß man es wohl als das Hauptanliegen der dänischen Dichtung dieser Jahre bezeichnen darf, ein Bild der Situation aufzuzeigen und zu einem Bild der Wirklichkeit vorzudringen, das in Übereinstimmung ist mit der Wirklichkeit, wie wir sie heute auffassen müssen.

Es ist der relativierte, um nicht zu sagen zerrüttete Wirklichkeitsbegriff, der der Auseinandersetzung der modernistischen Dichtung und des modernen Romans mit der gebundenen lyrischen Form und der realistischen Romankunst früherer Perioden zugrunde liegt. Worte wie Erkenntnis und Wirklichkeit sind Hauptworte in der literarischen Diskussion und in der künstlerischen Arbeit. Der Dichter betrachtet sich als Seher, ein Mensch, der einen Teil des Instrumentes — die Kunst — beherrscht, das heute als das einzige gilt, mit dessen Hilfe der Mensch zu einer wahren und haltbaren Erkenntnis der modernen Wirklichkeit Vordringen kann.

Diese moderne, um nicht zu sagen modernistische Auffassung der Aufgabe und Mission der Kunst hat die neuere Dichtung und Literatur in eine Problemstellung geführt, in der hauptsächlich die ästhetischen Probleme vorherrschen. Die ganze

modernistische Dichtung handelt letzten Endes, so hat es jemand ausgedrückt, nur vom Dichten und von der Möglichkeit, in einer Situation wie der unsrigen zu dichten. Die Grundauffassung ist ästhetisch, und die Probleme, mit denen man sich befaßt, sind ästhetische Probleme, Probleme der Form.

Dies ist eine andere und nicht unwesentliche Erklärung für den großen Abstand zwischen Kunst und Volk. Denn es ist einleuchtend, daß eine Dichtung, die sich ausschließlich mit ästhetischen Problemen befaßt, sich von vornherein mit einem Ring umgeben und sich von den Problemen abgeschirmt hat, die die Menschen im allgemeinen beschäftigen, nämlich soziale Probleme und Probleme der Gesellschaft, letztlich auch existentielle und religiöse Probleme.

*

Man kann die Kunst nicht dirigieren, und man soll der Kunst kein Ziel setzen. Welchen Weg die Kunst einschlagen und welche Ziele sie sich setzen will, muß der einzelne Künstler selbst entscheiden, nach seinen eigenen Voraussetzungen. Man darf jedoch wohl feststellen, daß die Entwicklung der letzten Jahre innerhalb der dänischen Dichtung, allein schon wegen der eingeschlagenen Richtung und der Probleme, mit denen sie sich insbesondere beschäftigt, das Verhältnis zwischen Kunst und Volk ungünstig beeinflußt hat.

Es ist jedoch die Frage, ob wir hier nicht an einem Wendepunkt angelangt sind. Der deutsche Kritiker Marcel Reich-Ranicki hat darauf hingewiesen, daß in der augenblicklichen deutschen Literatur anscheinend sich eine Bewegung von den ästhetischen Hauptproblemen zu einer neuen Sachlichkeit oder jedenfalls einem vorsichtigen Realismus abzuzeichnen scheint. Er nennt es „einen Aufbruch zur unbedingten Sachlichkeit, eine Rückkehr zum Stoff“ und meint damit, daß wir möglicherweise einer neuen Literatur gegenüberstehen, besonders einem neuen Drama und einem neuen Roman, die sich im höheren Maße mit der Stellung des Menschen in der Gesellschaft beschäftigen und deren Hauptanliegen diese Gesellschaft ist, und weiter, was es für gewöhnliche Menschen heißt, darin zu leben.

Sollte es sich erweisen, daß das Drama und der Roman in Dänemark sich in dieser Richtung erneuern, wird sich eine Situation mit anderen Möglichkeiten als den augenblicklichen bedauerlichen zwischen Kunst und Volk anbahnen. Sicherlich wird keine Situation entstehen, in der die Gegensätze geringer sein werden, wohl aber eine mit größeren Möglichkeiten für die Dichtung, tiefer in das Dasein des Volkes einzugreifen als im Augenblick.

Das Vorstehende ist die gekürzte Wiedergabe der Vortrages, den der Verfasser aus Anlaß des Dänisch-Deutschen Treffens in Hadersleben am 30. April 1965 gehalten hat.

Bücher aus Deutschland 1965

Blick in eine Ausstellung der Flensburger Stadtbücherei

Wie alljährlich zeigte auch in diesem Weihnachtsmonat die Stadtbücherei Flensburg in einer Buchausstellung, was sie im Laufe des Jahres für anschaffenswert fand.

Diese Buchmesse in der Nußschale mit dem gleicherweise anspruchsvollen wie bescheidenen Titel „Bücher 1965“ hat es im Vergleich mit ihrer großen Schwester in Frankfurt leicht, sie ist nicht nach kommerziellen Erwägungen zusammengestellt; und sie hat es schwer, vor dem kritischen Auge zu bestehen, denn sie ist eine Auswahl aus einem riesigen Angebot, mit den Schwächen und Fehlentscheidungen subjektiver Bearbeiter, die selbst auch nur Leserpublikum sind.

Was versucht wurde, ist dies: Richtungen zu zeigen und Akzente zu setzen, Verwandtes zusammenzustellen und Schwerpunkte ausfindig zu machen, kurz, eine unübersehbare Fläche durch bestimmte Gradnetze überschaubar zu gestalten, um Höhepunkte sichtbar zu machen.

Viele neue und alte deutsche Autoren melden sich zu Wort...

Um es gleich vorwegzunehmen, der Höhepunkt fehlt, es gibt keine mit viel Propaganda hochgespielte „Clique“, es gibt keine laut schallende „Blechtrommel“ und keine flüsternd weitergereichte „Lolita“, aber man findet eine erstaunlich große Anzahl guter Namen, bei denen sich erfreulicherweise viele neue und alte deutsche Autoren unüberhörbar zu Wort melden — In überwiegend ernsten, zum Teil grotesken Erzählungen versucht

SIEGFRIED LENZ im „Spielverderber“ die Wahrheit aus dem dunklen Hinterhalt aufzuspüren, in dem sie sich hinter den vordergründigen Geschehnissen menschlicher Lebensläufe versteckt hält. Der Autor fordert vom Schriftsteller, „daß er mit den Mitteln der Sprache den Augenblicken unserer Verzweiflung und den Augenblicken eines schwierigen Glücks Widerhall verschafft“. Siegfried Lenz gelingt es immer da, wo er handfesten, realen Hintergrund mit echtem Menschenschicksal erfüllt.

GERD GAISER erzählt in dem schmalen Bändchen „Gazelle, grün“ plastisch und voll hintergründigem Humor von einer im Kaufhaus entwendeten Lederjacke, die zu ihrer Liebhaberin zurückkehrt, als diese sie gar nicht mehr begehrt. Daneben stehen einige skurrile Episoden einer Griechenlandreise und „Aufzeichnungen“ genannte Prosastücke gedanklicher Eindrücke und tiefsinniger Reflexionen.

WOLFGANG HILDESHEIMER zeigt in seinem Buch „Tynset“, wie schwierig es ist, wirklich gelungene Erzählungen voll tiefer mythischer Perspektiven, von jähem Tod, tatloser Schuld, vergeblichen Ausblicken ins Jenseits durch Reflexion und Philosophieren, durch Lamentieren über das Sinnlose von Gott und Welt zu einem Roman zu verbinden. So originell der Einfall auch ist, einen beliebig aus dem Kursbuch herausgelesenen Namen „Tynset“ zum Ankerplatz der Gedanken einer schlaflosen Nacht zu wählen, so wenig geglückt ist das Zurückstellen der eigenen Person, die als Redner die klaffenden Nahtstellen überdeutlich macht.

ILSE AICHINGER legt sechsundzwanzig neue, zumeist unveröffentlichte Erzählungen unter dem Titel „Eliza, Eliza“ vor, die den hohen Rang der Dichterin bestätigen. — „Ihre außerordentliche, exakte Phantasie ist eine geklärte, eine dichterisch gereinigte Wirklichkeit, in der wir uns mit größerer Treue wiedererkennen.“

WALTER HELMUT FRITZ wurde bekannt als Lyriker. Seinen Gedichten sagte man „heiteren Glanz, einprägsame Würde und unvermutete Grazie“ nach. Ein kleiner Band „Zwischenbemerkungen“ sammelte Gedankensplitter, zweifelnde und tiefgründige Aphorismen. Sein letzter Roman „Abweichung“ erzählt in genau registrierender Sprache von zeitweilig etwas angestrenzter Konzentration aus dem Alltag eines normalen Ehepaars. Eigentlich geschieht nichts mit ihnen, sie versuchen sich zu vergegenwärtigen, wer sie sind und wer sie waren. Leben ist Abweichung, Abweichung dessen, was einer tut, von dem, was er vorhat, ist wachsende Entfremdung, ist Zweifel. — Auch

GABRIELE WOHMANNs zutiefst melancholischer Liebesroman „Abschied für länger“ bringt diesen Pessimismus, die ratlose Illusionslosigkeit zur Sprache. Die Liebe der beiden Menschen zueinander scheitert nicht daran, daß der Mann verheiratet ist, daß er an einer unheilbaren Krankheit leidet, sondern an der Isoliertheit der beiden, an der Müdigkeit, an der Stummheit zwischen ihnen, für die Krankheit — Kehlkopfkrebs — nicht die Ursache, sondern das Symbol ist.

BARBARA KÖNIG tritt uns mit ihrer originellen „Personenperson“ ganz anders entgegen. Heiter, fast vordergründig erzählt sie von den nicht zwei, sondern vielen „Seelen, ach in meiner Brust“. Die Hauptfigur Nadine enthält alle Personen und Geschlechter, die sie einmal gewesen ist, von der Kindheit bis zur Mitte des Lebens. Bunt, schillernd, manchmal unangenehm, einige versteckt, fast alle noch wirksam in einem Teil ihres Wesens, steht die ganze Gesellschaft, die sie selbst ist, und schaut ihr über die Schulter.

Bewältigung der Vergangenheit

MARTIN GREGOR-DELLIN: Mit dem Roman „Einer“, dem geschwätigen Lebensbericht eines selbstgerechten Deutschen unserer Zeit, sind wir bei den Büchern angelangt, die sich, um ein abgebrauchtes Wort zu benutzen, das Thema

Bewältigung der Vergangenheit zum Ziel gesetzt haben. Zwanzig Jahre danach bedeutet es zugleich Anprangerung des Gegenwärtigen, Erforschung der politisch-sittlichen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft von heute. Drei Romane sollen stellvertretend für viele stehen:

HANS FRICK: „Breinitzer oder die andere Schuld“

ROBERT NEUMANN: „Der Tatbestand oder Der gute Glaube der Deutschen“

WALTHER MATTHIAS DIGGELMANN: „Die Hinterlassenschaft“

Eine kurze Bemerkung zu Diggelmann: Der Roman krankt an der immer bestehenden Schwierigkeit, Dokumentation und Fiktion zu vereinen. Die Dokumentation macht den Roman blaß und unwahr, ähnlich wie bei Hochhuths „Stellvertreter“ oder Peter Weiss' „Ermittlung“, so grauenhaft und erschütternd die Stücke vom Inhalt her sind.

Der Krieg mit allen seinen Folgen

verwandelt den Menschen, weckt niedere Instinkte, Haß gebiert Haß, Gewalt fordert Gewalt heraus, Überleben wollen bleibt als einziges Ziel — diese und viele andere Themen aus dem Krieg werden von Autoren in verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Stilmitteln gestaltet, von der Burleske bis zur kaum erträglichen Schilderung eines Inferno.

MIODRAG BULATOVIĆ, ein Montenegriner, macht sich daran, den Untergang des Faschismus in einem derb-komischen Schelmenroman zu beschreiben. „Der Held auf dem Rücken des Esels“ ist ein östlicher Don Quichotte, dessen Erlebnisse zwar lächerlich scheinen, aber das Grauen im Hintergrund spüren lassen. —

Sechzehn Jahre nach der Invasion sieht ein Kanadier die Normandie wieder:

ARMAND LANOUX zeichnet in der Gegenüberstellung des heutigen seichten Vergnügungsbetriebes zu den damaligen entsetzlichen Erlebnissen in seinem Roman „Wenn das Meer zurückweicht“ mit der Genauigkeit eines Kardiogramms Symptome und Reaktionen auf.

RICHARD CONDON, Amerikaner, schildert das Schicksal einer französischen Jüdin und eines deutschen Offiziers während der Zeit nationalsozialistischer Schreckensherrschaft. Die furchtbare Rache, die beide an dem SS-Führer nehmen, der ihr Kind auf dem Gewissen hat, zeigt, daß die brutale Grausamkeit der „Jahre der Nacht“ auch die Leidenden infiziert und verwandelt.

WILLY KRAMP ließ fünfzehn Jahre klärenden Abstandes verstreichen, ehe er den schweren Ereignissen von Krieg und Gefangenschaft, die er mit unzähligen Soldaten erlitt, in dem Buch „Brüder und Knechte“ Gestalt und Profil gab. Mit Ehrlichkeit und Ernst werden die Verhaltensweisen in jener Zeit an typischen Vertretern demonstriert, werden Diskussionen über brennende Probleme geführt und Fragen nach dem Sinn des Leides gestellt. Kramp schließt in dem zutiefst religiösen Buch mit einer Warnung für die Gegenwart: „Der Virus der Lüge

übersteht alle Angriffe. Überall findet das Böse Risse, aus denen es unversehens emporzüngelt. Die Gewalt weiß sich unkenntlich zu machen.“

Geteiltes Deutschland und Berlin

Gegenwart heißt für uns auch geteiltes Deutschland und ‚Berlinfrage‘. Vier Autoren siedeln ihre Romane in Berlin an, zwei, nämlich

CHARLES TAYER und JOHANNES MARIO SIMMEL, vertun ihre Chance, es werden nur spannende, kolportagehafte Spionagegeschichten, die Berlin und die Mauer als Mittel zum Zweck benutzen. — Uwe Johnson und Joachim Burckhardt versuchen an Einzelschicksalen zu exemplifizieren, was Leben und Wahrheit diesseits und jenseits der deutschen Grenze bedeutet:

UWE JOHNSON macht es dem Leser seines Buches „Zwei Ansichten“ leichter als bei den vorhergegangenen „Mutmaßungen“ und dem „Achim“-Roman. Aber die Lesbarkeit geht auf Kosten der Abrundung, der plastischen, lebendigen Darstellung. Obwohl man nur mutmaßte, waren die Menschen gegenwärtig, blieben im Gedächtnis; diese beiden Prototypen aber der beiden Deutschland, deren Ansichten und enge Horizonte wechselweise vorgestellt werden, bleiben verschwommen, erregen kein Mitgefühl. Für die Krankenschwester D. aus Ostberlin und den Fotografen B. aus einer kleinen holsteinischen Stadt hat der Mauerbau paradoxerweise etwas Verbindendes. Ihre Zuneigung wird stärker durch die Unmöglichkeit, zueinanderzukommen. B. spürt eine Art Verpflichtung, seiner Freundin zu helfen, und die D. fühlt sich von ihrem Staat betrogen. Glänzend die Passagen vom 13. August, die Stimmung unmittelbar vor und nach dem Bau der Mauer, die Atmosphäre in der Kneipe, die Wirtin als Mittelpunkt der Fluchthilfe und endlich die Flucht selbst. Aber beide Menschen gehen auseinander, weil sie sich nichts zu sagen haben, nicht, weil ihre Ansichten zu unvereinbar wären, sondern weil ihr Fall eine story und kein Modellfall ist.

JOACHIM BURCKHARDT vermeidet jedes angestrebte Konstruieren, er erzählt in seinem Roman „Zum Beispiel im Juni“ vor der unheimlich stimmungsdicht gemalten Folie der gespaltenen Stadt die Begegnung zweier Liebender. Da ist Marion, die im Westen heimisch gewordene Künstlerin, und da ist Michael, der den Menschen des Ostens sich verpflichtet fühlende Arzt. Wer wird dem anderen aus Liebe folgen? Das ist die in steter Spannung sich steigernde Frage, die über dem Treffen der beiden liegt. Noch ist die Mauer nicht errichtet, aber bald wird sie da sein und die Entscheidung dieser Menschen härter akzentuieren, als sie es eben noch erwarten und doch bereits befürchten. Der Roman weniger Tage wird in rasantem Tempo erzählt, fast lyrisch hebt sich die verhaltene Liebesgeschichte ab und zeigt so auf rein menschlicher Ebene die intensiven und zugleich verschwiegen durchlittenen Auswirkungen einer politischen Situation.

Mitteldeutsche Erzähler

Nachdem schon im vorigen Jahr mit den Büchern von CHRISTA WOLF, ERIK NEUTSCH und KARL-HEINZ JAKOBS beachtliche Proben mitteldeutscher Erzähler bei uns erschienen, die uns endlich einmal aus authentischer Sicht zeigten, was die Deutschen im anderen Deutschland täglich bewegt, wie sie arbeiten, was sie denken und was sie sich erträumen, bewiesen in diesem Jahr erneut Erwin Strittmacher mit „Ole Bienkopp“ und Max Walter Schulz mit „Wir sind nicht Staub im Wind“, daß aus westdeutschen Mustern abgeleitete Stilkriterien den Büchern „drüben“ nicht gerecht werden.

ERWIN STRITTMACHER: „Ole Bienkopp“ ist die Geschichte eines überzeugten Kommunisten und Gründers einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, der nicht an den ‚Machenschaften des westdeutschen Monopolkapitalismus‘ zugrunde geht, sondern an den bürokratischen Spitzfindigkeiten der Parteifunktionäre zerbricht. Dieser ‚Heimroman‘ vermittelt ein lebendiges Bild von drüben und übersetzt durch Dialekt und naive Erzählsprache dialektische Gefechte immer wieder in reale Anschauung.

MAX WALTER SCHULZ: Im Gegensatz dazu ist der ‚Roman einer unverlorenen Generation‘, so der Untertitel des Buches „Wir sind nicht Staub im Wind“, ein 1945 spielender sozialistischer Entwicklungsroman, Argument und Beispiel. Der Autor will den Leser überzeugen, in Reden, in Briefen, in Dialogen. Der ‚Held‘ wird nach den Kriegserlebnissen und dem Zusammenbruch aus einem dumpfen Streben nach einem besseren Leben in der Begegnung mit vorurteilslosen und gescheiterten Kommunisten zur klaren Entscheidung geläutert. Die Handlung ist überladen mit vielen nebensächlichen Lebensläufen, der Stil im 19. Jahrhundert beheimatet, wenn auch mit modernen Rückblenden, Montagen, verschiedenen Bewußtseinsebenen angereichert.

Zum besseren Verständnis der Erzähler von drüben sei noch auf das Buch und besonders auf das Vorwort des Herausgebers H. P. Anderle „Mitteldeutsche Erzähler“ hingewiesen, eine Studie mit Proben und Porträts.

Die Welt des Kindes und des jungen Menschen

Immer wieder reizt es den Schriftsteller, die Welt des Kindes oder des heranwachsenden jungen Menschen zu schildern. Diese Zeit ist, aus der Sicht des Alters gesehen, voll Hoffnung. Gutes und Böses ist gleichermaßen versteckt und möglich. In den letzten Jahren wurde oft der Kunstgriff gebraucht, den jugendlichen ‚Helden‘ selbst sprechen zu lassen, um so die Wirklichkeitsnähe zu betonen, darin liegt die große Gefahr, daß der Autor einem Kind seine Gedanken eingibt und es sich sehr unkindlich äußern läßt. Der Prototyp und Strittmacher

dieses Genres ist der Amerikaner Salinger, der mit seinem „Fänger im Roggen“ die amerikanische Jugend unmittelbar ansprach und begeisterte.

JOSÉ MARIA ARGUEDAS: „Die tiefen Flüsse“. In den Entwicklungsroman eines peruanischen Indios sind viele folkloristische Elemente verwoben.

ITALO CALVINO: „Wo Spinnen ihre Nester bauen“. Ein verwahrloster Junge hütet während der Schreckenszeiten des zweiten Weltkrieges ein Geheimnis, das ihn das Schlimmste ertragen ließ.

HUBERT FICHTE: „Das Waisenhaus“. Dem Verfasser ist es gelungen, Halluzinationen und Assoziationen eines Knaben, der im Waisenhaus vor den nationalsozialistischen Verfolgern versteckt wurde, wenige Minuten, bevor seine Mutter ihn dort abholt, glaubhaft zu machen.

WILHELM GENAZINO: „Laslinstraße“. Ein junger Großstädter fühlt sich in seiner Umwelt wie ein Eingeschlossener, kontaktlos, isoliert, bis er es lernt, die ihm gemäße Lebensform zu bejahen.

JOSEF LUDWIG HECKER: „Gott hat keinen freien Samstag“. Das Mädchen Pim schildert eine Woche aus ihrem Leben bis zu ihrem jähen Tod. Halb noch ein Kind, das leichtfüßig in den Tag springt, ahnt sie doch zuweilen, daß das Leben eine ungeheuerliche Sache ist.

CARSON MAC CULLERS: „Frankie“. Meisterhaft wird erzählt, wie in einem heranreifenden Mädchen die verschiedenen Wesen um die Erfüllung ringen, wie es Qualen und Beglückungen ausgeliefert ist und wie aus dem zu einer bezaubernden jungen Frau angelegten Kind ‚not with a bang, but with a whimper‘ ein ganz gewöhnlicher, garstiger Teenager wird.

ANA MARIA MATUTE: „Erste Erinnerung“ und „Nachts weinen die Soldaten“. Der als Triologie angelegte Roman ist der Versuch, das immer von neuem aufgegriffene Thema des Spanischen Bürgerkrieges aus der Sicht der jungen Generation zu klären. Wo im ersten Band die Passivität des Kindes wehrlos den unverständlichen Ereignissen begegnet, lehnt im folgenden Band der Gerechtigkeitsinn des früh Erwachsenen sich gegen die Ausweglosigkeit auf und geht an dieser Auflehnung zugrunde.

REGUERA: „Das verlorene Paradies“. Mit Heiterkeit und zärtlicher Anmut schildert der Verfasser das verlorene Paradies der Kindheit.

MARTHA SAALFELD: „Judengasse“. Eine mit Anmut und bitterer Melancholie erzählte Geschichte einer Kinderfreundschaft zwischen einem kleinen Mädchen und ihrem älteren jüdischen Freund in einer deutschen Kleinstadt vor dem ersten Weltkrieg.

Memoirenliteratur dieses Jahres

Einhalb Jahrhunderte überspannt der Bogen der Memoirenliteratur dieses

Jahres, von den Kriegstagebüchern aus der Napoleonischen Zeit bis zu dem Huldigungsband an eine große Schauspielerinnen, die ihren 85. Geburtstag feierte.
BORIS UXKULL: Armeen und Amouren.

R. ZIEGLER: Die Herzogin von Duro. Tallyrands letzte Vertraute.

JOSEF VIKTOR WIDMANN: „Briefwechsel mit Henriette Feuerbach und Ricarda Huch“. Die Briefe reichen von den Jahren 1864 bis 1909. Bildungs- und ideenmäßig bedeuten die Briefe Henriette Feuerbachs für den jungen Widmann, Schriftsteller und Feuilletonredakteur, eine klassische Bildungsquelle weit in die Goethezeit zurück, und die Korrespondenz Ricarda Huchs weist weit ins 20. Jahrhundert hinein.

THEODOR HEUSS - LULU VON STRAUSS UND TORNEY: „Ein Briefwechsel“. Die in dreizehn Jahren gewechselten Briefe zwischen dem jungen Schwaben und dem fast zehn Jahre älteren Fräulein aus dem norddeutschen Bückeburg sind lebendige Zeugnisse der merkwürdigen und zwiespältigen Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Beide Menschen stellen zwei Pole dieser Welt dar: der lebensoffene, weltzugewandte junge Mann voller literarischer und politischer Pläne und die schon zu einigem Ruhm gelangte Dichterin, die aufmerksam die Entwicklung des Freundes verfolgte.

PRINZESSIN SINAIDE SCHAKOWSKOY: „Meine Jugend in Rußland“. „Die Alliierten brauchen uns nur ernsthaft an die Hand zu gehen, dann ist der Kommunismus erledigt“, sagte der russische Gouverneur im Januar 1920 zur Fürstin Schakowskoy. Einen Monat darauf verließen die Schakowskoy Rußland für immer. Die Tochter der Fürstin versucht nun, fünfundvierzig Jahre später, jenes Rußland aus der Erinnerung nachzuzeichnen. Getragen von der kindlichen Zuneigung zu dem mütterlichen und grausam-unbekümmerten Land ihrer Jugend, werden die Jahre kurz vor und während der Oktoberrevolution von der Verfasserin lebendig gemacht, die glanzvolle Zeit im zaristischen Rußland und die Schrecken und Leiden durch die Revolution.

GEORG TIETZ: „Geschichte einer Familie und ihrer Warenhäuser“. Der Sohn und Nachfolger von Oscar Tietz — dem Gründer der Firma Hermann Tietz, die heute noch als ‚Hertie‘ existiert — gibt in diesem Bericht einen Rückblick auf sein und seines Vaters Leben und damit zugleich einen umfassenden Bericht über ein Unternehmen, das sich binnen eines knappen Halbjahrhunderts aus einem kleinen provinziellen Posamentenladen zu einer führenden deutschen Warenhausfirma entwickelte. Diese Privaterinnerungen wurden durch den klaren Blick für die anderen Lebensbereiche ein gültiges und wertvolles Zeitzeugnis.

JOACHIM WERNER PREUSS: „Tilla Durieux“. Die jetzt fünfundachtzigjährige Schauspielerinnen hat die Theatergeschichte und den Darstellungsstil des 20. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmt. Ihr wechselvolles Lebensschicksal wird vom Verfasser in einer gründlichen Monographie beschrieben, mit einer Auswahl

von Theaterkritiken über sie und ihren eigenen literarischen Erörterungen von 1903 bis 1965. Bei der Schauspielerin ist der seltene Fall eingetreten, daß sie zwar schon vor dem Krieg berühmt war, aber als alte Frau in eine Art menschliche Lebensgestaltung hineingereift ist, die ihresgleichen nicht hat.

Zeitgeschichte und Politik

Auf den ersten kritischen Blick erscheinen politische Bücher oft so kurzlebig wie die Leitartikel und Glossen, aus denen sie entstanden, wie die aktuellen Brennpunkte, zu denen sie Stellung nehmen. Andere wieder dürfen ihren Platz im Regal beanspruchen, weil sie Wissenswertes mit Fleiß zusammentrugen und über den Anlaß hinaus Gültiges aussagen. Aktuellen Bezug haben die beiden Bücher über Vietnam:

DENIS WARNER: „Vietnam. Krieg ohne Entscheidung“

MARIA SUSANNE ZIELS: „Vietnam. Land ohne Frieden“

Die beiden Untertitel sind symptomatisch für Autoren und Blickpunkte. Während der australische Fernostreporter nüchtern und klar über die politische Entwicklung berichtet und die Kämpfe beschreibt, die wahrscheinlich ohne Sieger enden werden, und im politischen Urteil überzeugt, vermag die deutsche Journalistin aus genauer Kenntnis des Landes mehr den psychologischen Hintergrund und die religiösen Spannungen sichtbar zu machen.

ALEXANDER WERTH, der englische Journalist und Historiker, gehört zu den wenigen Auslandskorrespondenten, die sämtliche Kriegsjahre in der Sowjetunion verbracht haben. In dem Buch „Rußland im Krieg 1941—1945“ bringt er eine Analyse jener bedrohlichen Jahre, reich an persönlichen Erinnerungen, da er unmittelbar Kontakt zu zahlreichen Politikern, Militärs und Intellektuellen hielt und die Brennpunkte des Geschehens aus eigener Anschauung kannte. Es ist das erste Buch eines westlichen Autors über das, was der zweite Weltkrieg für die Sowjetunion, für ihre politischen Führer, für die Armee und ihre Bevölkerung bedeutet hat.

MIHAJLO MIHAJLOV berichtet im „Moskauer Sommer 1964“ von seiner Reise in die Sowjetunion und spart nicht mit kritischer Analyse der Literatur- und Kulturpolitik.

„MILITÄR-STRATEGIE“ ist das Resultat jahrelanger militärpolitischer Auseinandersetzungen in der Sowjetunion. Das Autorenkollektiv — fünfzehn der namhaftesten sowjetischen Militärtheoretiker unter der Leitung des ehemaligen Generalstabschefs Marschall Sokolowski — geben dem Buch autoritativen Charakter. Es ist die erste sowjetische Gesamtdarstellung seit 1926 und gibt einen umfassenden Einblick nicht nur in die militärisch-strategische Konzeption, sondern auch in die Widersprüche und offenen Probleme im militärpolitischen Denken der sowjetischen Führung. Daneben dominiert der Wert des Buches als ideologische

Waffe. Die sowjetische Überlegenheit an Waffen, Menschen und Moral wird nicht nur zwischen den Zeilen spürbar, sondern immer wieder betont. Als Pendant dazu erscheint das Buch des Schweizer

URS SCHWARZ: „Strategie gestern, heute, morgen“. Der Verfasser beschäftigt sich seit vielen Jahren mit den Beziehungen von Macht und Politik in den USA. Indem er die Entwicklung des politisch-militärischen Denkens von der Frühzeit der Union bis zu seiner heutigen, in die Zukunft weisenden Entfaltung als geistesgeschichtliches Geschehen schildert, entwirft er zugleich ein Bild der Theorien, die heute gelten.

DONALD W. COX untersucht in „Alle Macht den Eierköpfen“ den wachsenden Einfluß der Naturwissenschaftler auf die Regierung der USA und erörtert grundsätzliche Fragen über das Verhältnis Regierung—Wissenschaft—Industrie. — „Der Bestseller, den die wenigsten Käufer lesen werden“, ist nach Meinung mancher der erste Band

KONRAD ADENAUER: „Erinnerungen 1945—1953“. Gewiß sind aber diese Erinnerungen bei aller Subjektivität in der Betrachtung der historischen Ereignisse ein grandioses Zeugnis jener Aufbaujahre, die zwangsläufig eng mit dem Leben des Altkanzlers verbunden sind. — Der von Francois Mauriac in den Himmel gehobene Präsident de Gaulle wird von

JACQUES LAURENT in einer geistvollen Dokumentation „De Gaulle — Die Zerstörung einer Legende“ demaskiert und entthroniert.

„DIE BUNDESREPUBLIK HEUTE“ ist eine Bestandsaufnahme in Beispielen, hervorgegangen aus einer Fernsehserie des Bayerischen Rundfunks. Die Autoren haben in der Bundesrepublik Symptomatisches zusammengetragen — die deutsche Presse wird am Beispiel Hamburgs als Zeitungsstadt untersucht, oder Düsseldorf als Anhaltspunkt für die industrielle Situation, oder Berlin als Zentrum der deutschen Nachkriegswirklichkeit usw. — Die Form des Buches schafft die Voraussetzung für eine sehr persönliche, sehr intensive Beschäftigung mit den einzelnen Themen, die auf diese Weise lebendiger dargestellt werden können als in einer allgemeinen theoretischen Übersicht. — Einen Teilaspekt der bundesdeutschen Wirklichkeit behandelt der inzwischen verstorbene

KURT PRITZKOLEIT: „Das gebändigte Chaos“. Die deutschen Wirtschaftslandschaften. Dem Verfasser ist seine bemerkenswerte Gabe zugute gekommen, ein schier unübersehbares Tatsachenmaterial geordnet und ansprechend darzubieten. Pritzkolets Thema ist der faszinierende Prozeß der beschleunigten Industrialisierung und Urbanisierung nach dem Zusammenbruch, ein Prozeß, der die Struktur der Wirtschaft und der sozialen Schichten gewandelt hat und weiter ändert. — Von zwei ungelösten Problemen der Alten und Neuen Welt berichten die Verfasser Norman Lewis und W. P. Randel.

NORMAN LEWIS spürt der Mafia, die in Sizilien den Namen „Die ehrenwerte

Gesellschaft“ trägt, nach von den frühen Anfängen bis in unsere Zeit. Es ist ein aufregendes und sozialkritisches Werk, das vieles aufdeckt, was italienische Schriftsteller aus Angst vor der Mafia nicht schreiben können. Ob Lewis als Außenstehender wirklich alle Hintergründe aufdecken kann, bleibt dahingestellt. W. P. RANDEL analysiert die zerstörende Intoleranz und Infamie des „Ku-Klux-Klan“ in Amerika. Es ist eine mutige Anprangerung mittelalterlichen Inquisitionsdenkens in unserer Zeit, eine Kampfansage an den Terror von Vorurteil und Bigotterie. Wieweit dieses Buch praktischen Wert für die Verfolgung der Organisation hat, ist abzuwarten, aber einen Feind, den man kennt, kann man leichter bekämpfen. — Aus diesem heterogenen Vielerlei ragt wie ein Rocher de bronze das letzte Werk des Kulturphilosophen und Soziologen HANS FREYER: „Schwelle der Zeiten“. Der Verfasser ist einer der großen alten Männer, die große Epochen in der Geschichte in ihrem Stoff deutlich machen und gleichzeitig nach dem Sinn der Geschichte fragen. In seinem neuen Buch stellt Hans Freyer unsere Zeit in den Zusammenhang der Weltgeschichte. Von der Schwelle, die wir überschreiten, richtet er den Blick auf Jahrtausende zurück und legt die Kategorien frei, die in den Großperioden der Menschheitsgeschichte für den Aufbau der Kultur und für das Sozialgefüge gültig waren. Dieser Ansatz ermöglicht es, sowohl die bleibenden Strukturen wie die epochemachenden Wandlungen der menschlichen Kultur zu erfassen. Der Verfasser verbindet wie in den früheren Werken wieder die souveräne Behandlung des Stoffes mit einem glänzenden Stil.

Kunst und Künstler

Man sollte meinen, das Publikum wäre mit verschwenderisch und aufwendig ausgestatteten Publikationen über Kunst und Künstler allmählich gesättigt. Aber immer noch erscheinen in allen führenden Kunstverlagen prächtig aufgemachte Monographien, oft über Künstler, deren Werk als Ganzes nicht immer schon eine ausführliche Darstellung verträgt, daneben werden einzelne Epochen oder Themen liebevoll behandelt. Einen großen Raum nehmen Bücher über Standort und Herkunft der modernen Architektur ein. Natürlich dürfen persönliche Erlebnisse von und mit den ach so interessanten Künstlern nicht fehlen. — Eine der wichtigsten verlegerischen Taten dieses Jahres ist die deutsche Ausgabe des 1941 in englischer Sprache erschienenen Werkes von SIEGFRIED GIEDION: „Raum — Zeit — Architektur“. Die Entstehung einer neuen Tradition, das vierzehn Auflagen erlebte und bis zur deutschen Ausgabe vertieft und ausgeweitet wurde. Es ist ein faszinierendes Dokument, eine Materialsammlung und ein Fachbuch für Architekten, eine Geschichte des neuen Bauens und seiner Vorstufen bis in die Renaissance, eine Kunstsoziologie über die Wurzeln des Umschwungs im 19. Jahrhundert, eine großangelegte Kulturkritik

und eine fast utopisch anmutende Zukunftsvision. Die Voraussetzungen für eine neue kulturelle Tradition sieht Giedion in der ‚geheimen und unbewußten Synthese‘ der verschiedenen Wissenschaftszweige und künstlerischen Äußerungen. Aus den Vorlesungen an der Havard-Universität entstanden, sind die Ausführungen mehr eindringliche ‚Rede‘ als stilistisch ausgefeilte ‚Schreibe‘, aber sie erhalten dadurch Unmittelbarkeit und beschwörende Kraft. — Einige andere Titel dieses Jahres sind:

MARIO PRAZ: „Die Inneneinrichtung von der Antike bis zum Jugendstil“

GOTTFRIED LINDEMANN: „Das goldene Zeitalter der niederländischen Malerei“

H. L. C. JAFFÉ: „De Stijl 1917—1931“

FRANCOISE GILOT: „Leben mit Picasso“

Im dritten Teil seiner Autobiographie, die jetzt endlich erschienen ist, beschreibt EMIL NOLDE sein Leben in den Jahren 1913—1919, einem Zeitraum also, der für seine künstlerische Entwicklung und seine Arbeit sehr wichtig war. Im Mittelpunkt steht seine Reise in die Südsee, die unmittelbare Begegnung mit der Welt der Naturvölker, in deren Kunst er fand, was er selbst suchte, ... die absolute Ursprünglichkeit, den intensiven, oft grotesken Ausdruck von Kraft und Leben in allereinfachster Form‘, „Welt und Heimat“.

Pädagogische Fragen

Bei den Büchern über pädagogische Fragen steht der sogenannte Bildungsnotstand weiterhin im Vordergrund des Interesses. Probleme der Lehrerbildung an Volks-, Berufs- und höheren Schulen werden angeschnitten. Zur Klärung werden Vergleiche zwischen den Schulsystemen von Ost und West angestellt. Die ersten grundlegenden Werke zur Frage der programmierten Unterrichts sind erschienen:

HELMUT BELSER: „Zweiter Bildungsweg“. Das Problem eines berufsbezogenen Bildungsganges zur Hochschulreife.

HANNELORE GERSTEIN: „Studierende Mädchen“. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität.

HILDEGARD HAMM-BRÜCHER: „Auf Kosten unserer Kinder?“ Wer tut was für unsere Schulen. Reise durch die pädagogischen Provinzen der Bundesrepublik und Berlin.

HARTMUT VON HENTIG: „Die Schule im Regelkreis“. Ein neues Modell für die Probleme der Erziehung und Bildung.

HUBERT ROHDE: „Der Nationalsozialismus im zeitgeschichtlichen Unterricht“

GEORG WILLERS: „Das Bildungswesen der USA“

HILDEGARD HAMM-BRÜCHER: „Lernen und Arbeiten“. Berichte über das sowjetische und mitteleuropäische Schul- und Bildungswesen.

ERNST GEHRMACHER: „Wettlauf mit der Katastrophe“. Europäische

Schulsysteme.

WERNER CORRELL: „Programmiertes Lernen und schöpferisches Denken“

Auf dem Gebiet der Reiseliteratur

Auf dem Gebiete der Reiseliteratur geht der Trend zum sorgfältig aufgemachten — mitunter sehr teuren — Bildband mit möglichst vielen Farbaufnahmen weiter. Da der Tourismus in der Bundesrepublik „globale“ Züge annimmt, erscheinen neuerdings Reiseführer über ferne Länder und Städte. Auch die Ostblockstaaten werden mehr und mehr touristisch erschlossen und von Journalisten und Privatleuten bereist und beschrieben.

Als Gegenpol zu den aktuellen Büchern demonstrieren einige Verleger die historisierende Beschreibung von Land und Leuten und propagieren das Comeback der klassischen Reisebeschreibung in neuen Auflagen:

FRITZ RENÉ ALLEMAN: „25mal die Schweiz“

GISELA BONN: „Afrika verläßt den Busch“

VICTOR LAREDO und PERCY SEITLIN: „New York – Stadt und Menschen“

IRIS VON ROTEN: „Vom Bosphorus zum Euphrat“

GÖRAN SCHILDT: „Das goldene Vlies“

ANNEMARIE SCHIMMEL: „Pakistan“

INGEBORG TETZLAFF: „Einladung nach Sardinien“

MARK TWAIN: „Dem Äquator nach“

Aus der Naturwissenschaft

Die neuen Bücher des Sektors „Natur“ entstammen nicht nur der Forschung, dem Lobpreis der Fotolinsen und der zum Sachbuch geronnenen Unterhaltsamkeit von Pflanze, Tier und Erde, sie sind auch Anwalt und Arzt dieser Natur, sie suchen die verlorene, zerstörte wiederherzustellen oder mit der verwandelten in ein neues Gleichgewicht zu kommen ...

Wichtiger Repräsentant dieser Absicht ist Friedrich Wagners Wissenschaftssoziologie der Atomphysik *„Die Wissenschaft und die gefährdete Welt“*, ein Buch, das den „neuen Tatbestand der menschlichen Selbstgefährdung durch die Atomenergie geschichtlich und strukturanalytisch zu fassen sucht, indem es seinen geistesgeschichtlichen Grundlagen nachgeht und seine gesellschaftlichen Folgeerscheinungen untersucht“.

Unternimmt es hier der ordnende Geist, die entlaufene Wirklichkeit der atomaren Entwicklung nachträglich in den Griff zu bekommen, so geht ein Sammelwerk der Weltgesundheitsorganisation der größten praktischen Sorge unserer Naturferne nach: *„Die Verunreinigung der Luft“* wird durch vierzehn Kenner ihrer einzelnen Probleme, von den Ursachen über die Wirkungen bis zu den Gegenmaßnahmen hin, berichtet und bedacht. (Schon um 1300 verbot ein Dekret in London das

Heizen mit Kohle!)

Aus der gleichen Verantwortung für das Lebendige kommen Wassermann „*Kämpfer ohne Waffen*“, ein „Panorama praktizierter Nächstenliebe“ des Roten Kreuzes in zwölf Kriegen, Bardorff „*Bezaubernde Natur*“ in deutschen Naturschutzlandschaften von der Geltinger Birk bis zum Hochgebirge, Graf-Weber „*Wald und Mensch*“ und Grzimek „*Wildes Tier, weißer Mann*“ — worin von Tieren im Lebensraum der Menschen in Europa, Nordamerika und in der Sowjetunion berichtet wird.

Tiere sind auch Gegenstand der Forschungen von Wegner, Thenius und Lorenz, die tote, lebende und gleichsam psychologische Fossilien behandeln — Verhaltensforschung ist das Lieblingsthema der Biologie, und die ist der blühende Zweig der Naturwissenschaften.

Im Dutzend ihrer Auswahl fehlen noch die exakten Geheimnisse der Mathematik, die Knaurs instruktives „*Buch der modernen Physik*“ ebenso bestimmen wie Meschkowskis „*Mathematik als Bildungsgrundlage*“

Zum Schluß stehe das Gedächtnisbuch Bühls „*8000 drüber und drunter*“, das vom Glück der Berge leuchtet, für viele, in denen der Mensch dem Reiten, dem Fliegen, dem Übertun schlechthin verschworen ist.

Dänische Literatur 1965 Eine Auswahl

Es ist nicht die Absicht des nachstehenden Aufsatzes, eine Beurteilung der Situation in Dänemark auf literarischem Gebiet zu geben. Das läßt sich nicht auf der Grundlage der Buchproduktion eines einzelnen Jahres machen. Die genannten Romane und Novellen stellen nur einen Ausschnitt dessen dar, was im Jahre 1965 herausgekommen ist. Es sind hauptsächlich solche Werke, die ein Publikum außerhalb der Landesgrenzen interessieren könnten. Schauspiele und Gedichte sind nicht erwähnt.

ROMANE

Aage Dons (geb. 1903): Scheite für mein Teuer (Brænde til mit bål)

In den literarischen Kreisen Dänemarks sieht man einem Roman dieses kosmopolitischen Verfassers immer mit größtem Interesse entgegen. Vornehme Sprache, vollkommene technische Beherrschung des Stoffs kennzeichnen auch sein letztes Werk, dessen Handlung in Wien spielt.

Der Roman ist in Ichform geschrieben; die Erzählerin ist eine österreichische Schriftstellerin — Hilde Merl —, Tochter eines berühmten, jetzt verstorbenen österreichischen Dramatikers. Nach einem mißglückten Selbstmordversuch befindet sie sich, 42 Jahre alt, in einer ernsthaften psychischen Krise. Sie läßt sich in eine Nervenklinik in Wien aufnehmen, in der die psychiatrischen Methoden jedoch von einer solchen Art sind, daß sie die Behandlung abbricht. Aber das, was sich während der Kur zu lösen begonnen hatte, arbeitet weiter in ihr. Durch ihre Träume, halb unbewußten Erinnerungen, durch Gespräche mit Menschen, die sowohl sie als auch ihren Vater gekannt haben, enthüllt sich nach und nach für sie, daß die Ursache zu ihren verdrängten Komplexen und ihrem Einsamkeitsgefühl eine sowohl von Haß als auch von Liebe betonte Bindung zum Vater war.

Ihr Vater hatte eine Schwäche für blutjunge Mädchen, seine eigene Tochter nicht ausgenommen. Einmal überrascht sie ihn in einer intimen Situation mit einer Schulfreundin, und dieses Erlebnis bereitet ihr einen Schock, den sie nie ganz überwindet. Es erfüllt sie mit Haß gegen den vorher so bewunderten Vater und bewirkt, daß ihr Verhältnis zu den Männern, mit denen sie später in enge Beziehung tritt, eine Mischung aus Angst und Verachtung wird.

Ein kurzes Handlungsreferat zollt diesem psychoanalytischen Roman keine Gerechtigkeit. Die mosaikartige und dennoch raffiniert zusammengesetzte Komposition, gepaart mit der virtuoson Andeutungskunst des Verfassers, macht

diesen Roman zu einem Meisterwerk unter den Büchern des Jahres.

Hans Lyngby Jepsen (geh. 1920): Die Bäume (Træerne)

Dieser feine, wohlgeschriebene Kopenhagener Roman erzählt von den drei Brüdern, deren Kindheitsmilieu in dem Roman „Das Paradieshaus“ (Paradishuset) geschildert ist. Sie sind jetzt reife Männer, deren Leben sich recht unterschiedlich geformt hat, und doch wird es klar, daß gemeinsame Charakterzüge — Haltlosigkeit und Willensschwäche — bestimmend für ihr Schicksal gewesen sind. Carsten, die zentrale Figur des Buches, ist ein berühmter Maler geworden. Er heiratet die reiche, willensstarke Karen Margrethe, und mit ihrer Hilfe kommt er aus dem Bohememilieu heraus. Durch einen Zufall kommt er, als er in den Vierzigern ist, wieder in Verbindung mit den Künstlerfreunden seiner Jugendjahre, und damit beginnen die Ereignisse ihm aus den Händen zu gleiten. Er verliebt sich heftig in eine ganz junge Malerin und verstrickt sich in der Illusion einer erneuten künstlerischen Inspiration durch sie. Anscheinend tut seine Frau nichts, um ihn zurückzuhalten, als er sein Zuhause verläßt und mit der jungen Frau nach Italien reist. Aber als die Illusion zerbricht, ist es der starke Wille seiner Frau, der ihn nach Hause zurückkehren läßt — ohne ihre feste Hand kommt er nicht zurecht.

Carstens Schicksal wird durch den Verlauf des Lebens der anderen beiden Brüder beleuchtet. Villy ist ein Trunkenbold geworden, ein Psychopath, dessen Selbstvertrauen hohl ist. In einzelnen nüchternen Stunden jammert er darüber, daß der Grund zu seinem Unglück der ist, daß die Familie sich von ihm abgewendet hat. Ihm fehlt der Wille eines anderen Menschen, um ihn auf dem rechten Weg zu halten.

Der dritte Bruder, Paul, ist Planungsingenieur. Er wird von dem abschreckenden Beispiel des Bruders und der geschäftigen Routinearbeit des Alltags niedergehalten. Nach vielen Jahren einsamen Junggesellenlebens trifft er endlich die Frau, die sein Selbstvertrauen hätte stärken und seinem Leben Inhalt geben können; aber sie stirbt, und er bleibt zurück in seiner trostlosen Einsamkeit.

Der Roman könnte tragisch erscheinen, aber er ist durchdrungen vom Humor des Verfassers und seiner großen Kenntnis der Kopenhagener Gegenwartswirklichkeit in all ihren sozialen Schichten. Ein unterhaltsames Buch von künstlerischer Qualität.

Tage Skou-Hansen (geb. 1925): Auf der anderen Seite (På den anden side)

In diesem ernsten Roman kommt die Hauptperson, der Makler Helge Petersen, niemals selbst zu Wort; man lernt ihn — nach seinem Tod — durch zwei Geständnisse kennen. Die beiden Berichtenden sind seine Frau Aase und ein Richter, Helges Jugendfreund. Das Erlebnis, auf das sie reagieren, ist eine Unterschlagung, die der Makler begangen hat und die ihm zwei Jahre Gefängnis

einbrachte. Wen trifft die Schuld, wer soll bereuen und vergeben?

Im ersten Teil erzählt Aase von ihrer Ehe. Sie war das Kind reicher Eltern, er kam aus einer armen Arbeiterfamilie. Er, der charmant, aber leichtsinnig ist, erarbeitet sich ein großes Geschäft. Sie leben im Überfluß, aber oberflächlich. Während seiner Kindheit hatte er Rechtschaffenheit und Genügsamkeit gelernt, aber er wußte, daß diese Begriffe niemals Wahrheit für ihn gewesen waren. In der Ehe erörtern sie nur das Praktische, berühren niemals das Persönliche. Als er sich klar darüber wird, daß die Liebe fehlt, begeht er eine Unterschlagung, damit beide frei werden können. Er betrügt mit Geld, weil er nicht mit Gefühlen betrügen will.

Sie werden nicht frei. Nach seiner Entlassung ist er bedrückt und schweigsam; sie will aus Pflichtgefühl, aber ohne Liebe, die Vergangenheit begraben, um dadurch sich selbst und die Ihren zu retten. 21 Jahre lang hält sie das Heim zusammen, aber erreicht nur, daß sie eine Bürde für Mann und Kinder wird. „Liebe lebt nicht von Aufopferung und Pflichtgefühl, sondern von Liebe.“

Der zweite Teil des Romans enthält die Erinnerungen des Richters. Er hatte Aase geliebt, aber war zu schwach, den entscheidenden Schritt zu tun, als er durch Helges Betrügereien die Möglichkeit bekam. Damit versagte er sowohl Aase als auch Helge gegenüber. Alle drei haben versagt, jeder auf seine Weise. Ihr Verrat hat die Strafe in sich selbst getragen — ein langes, wertloses Leben.

Ein sehr wesentlicher und kluger Roman, getragen von der warmen Mitmenschlichkeit und reichen Erzählerkunst des Verfassers.

Ulla Ryum (geb. 1937): Der Lachvogel (Latterfuglen)

Nur 28 Jahre alt, ist Ulla Ryum einer der meistgenannten Namen innerhalb der extremen modernen Prosa. Für viele sind ihre Romane unverständlich. Sie hat selbst erklärt, daß es mit ihrer Kunst wie mit einem „Katzenauge“ ist, das bekanntlich nur reflektiert, wenn Licht darauf fällt. In „Der Lachvogel“, ihrem dritten Roman, treten zwei Hauptpersonen auf, Ludvig Mandelin und die Seiltänzerin Hortenzia Rose. Letztere steht auf einem Bahnhof und wartet auf ihn. Als er endlich kommt, ist er müde und abweisend. Sie findet keine Gelegenheit, ernsthaft mit ihm zu reden, geht nach Hause, fällt aus dem Fenster und stirbt. Der Rest des Romans erzählt von Mandelins Suchen nach ihr; er trifft sie oft, spricht mit ihr, aber sie hat nicht den Wunsch zurückzukehren.

Große Teile des Buches sind in reiner Erzählform geschrieben, aber diese ist voll von eigenartigen Symbolen; u. a. Mandelins großem Interesse für Eier und seiner Vorliebe für warme Wannenbäder. In wiederholt eingeschobenen Abschnitten wird vom Leben und Sterben des Lachvogels erzählt.

Wie verschieden die Auffassungen über das Buch sind, zeigen die folgenden Zitate aus den Besprechungen bekannter Kritiker: „... ein wunderbarer Roman, abgeklärt und ruhig, ein großes Märchen von ... dem gegenseitigen Wiederfinden

der Menschen“ und „... es ist nicht weit davon entfernt, daß diese Erzählung psychiatrischen Wissenschaftlern überlassen werden muß“.

Poul Ørum (geb. 1919): Beim ersten Hahnenschrei (Hanegal)

Dieser Radioroman ist zugleich eine psychologische Kriminalgeschichte und ein Eheroman. Der Kriminalreporter Villy Mantel lebt in einem trostlosen Hochhausmilieu und in einer trostlosen Ehe, in der der Kontakt fehlt. Er ist unsicher, linkisch, voller Mißtrauen. Eines Abends wird er von seiner Zeitung damit beauftragt, über einen Mord zu berichten, der in einer in der Nähe befindlichen Gartenkolonie begangen wurde. Dort hat man die Leiche eines älteren Mannes unter einem Reisighaufen versteckt gefunden. Diese Situation läßt eine Kindheitserinnerung, die sein Gewissen viele Jahre lang gequält hat, mit einem heftigen Schuldgefühl hervorbrechen. Als Kind hat er mit einer Schleuder nach einem Sonderling geschossen, der am Tage danach tot im Wald gefunden wurde. In seinem erregten Zustand benimmt er sich so sonderbar, daß die Polizei Verdacht schöpft und ihn zum Verhör mitnimmt.

Er wird von dem Verdacht befreit und macht sich danach auf den Weg, um seine Frau zu suchen, von der er annimmt, daß sie ihm untreu ist. Nach dramatischen Begebenheiten und einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten ahnt man, daß die beiden, trotz der Unsicherheit einander gegenüber, sich einigen, das Zusammenleben auf der Grundlage gegenseitiger Nachsicht fortzusetzen.

Es ist ein Roman, der von Alltagsmenschen erzählt, die sich in der Gewalt ihrer Triebe und ihres Schicksals befinden, geschrieben von einem überlegenen Künstler, der die Wirkungsmittel der Sprache kennt und sie auszunutzen versteht.

Grethe Heltberg (geb. 1911): Die Puppen (Dukkerne)

Mit Einfühlungsvermögen und psychologischem Verständnis schildert die Verfasserin die Kindheit und Jugend zweier Schwestern — Rose und Lise. Lise hat sich immer von der älteren hübschen Schwester, die sie über alle Maßen bewundert, beherrschen lassen. Rose ist ein launischer Egoist, von dessen Einfluß Lise sich erst nach vielen Sorgen und Schwierigkeiten frei machen kann. Sie sieht endlich ein, daß auch sie ein Recht auf ein eigenes Leben hat. Kultivierter Unterhaltungsroman.

J. Bech Nygaard (geb. 1911): Das Chamäleon (Kamæleonen)

Wie in seinen früheren Büchern wählt der Verfasser ein soziales Problem, verschafft sich ausreichende Auskünfte und läßt mit seinem tüchtigen Erzählertalent einen unterhaltenden Roman entstehen. Sein neues Buch handelt von einem professionellen Heiratsschwindler, dessen Taten mit viel Wissen

erzählt sind. Der Zweck des Buches ist der, aufzuklären und zu warnen, und deshalb hat es seine Berechtigung, auch wenn es in künstlerischer Hinsicht nicht auf der gleichen Höhe wie die ersten hervorragenden Kinder- und Milieuschilderungen des Verfassers steht.

Hakon Stephensen (geb. 1900): Briefe von der Au (Breve fra åen)

Der frühere Chefredakteur des Tageblattes „Politiken“ hat einen einnehmenden kleinen Roman in Tagebuchform herausgegeben, einen Fund für die Menschen, die von einem vegetierenden Leben in dem kleinen Haus auf dem Lande träumen. Die Hauptperson hat ihr geschäftiges Großstadtleben verlassen. Inmitten Jütlands hat er die Stelle gefunden, wo er in Harmonie mit der Natur und als kontemplativer Zuschauer des Lebens und Treibens der Menschen verweilen kann. Er durchstreift die Gegend, verbringt Stunden in seinem Kahn auf der Au, plaudert mit den Nachbarn, kurzum, er lebt im realisierten Wunschtraum.

Aber die Wirklichkeit holt ihn ein. Gegen Ende des Buches werden die gemütlichen Beobachtungen und gemächlichen Betrachtungen von einer spannenden Kriminalgeschichte mit aufregenden Begebenheiten abgelöst. Der Traum vom Dasein eines sorglosen Müßiggängers wurde zu einer wehmütigen Illusion.

Finn Søbørg (geb. 1916): Name unbekannt (Navn ukendt)

Der bekannte Humorist, dessen frühere Bücher alle ins Deutsche übersetzt sind, hat in diesem Jahr wieder ein Buch herausgegeben. Die Handlung: Eine Superjetmaschine stürzt ab, weil ein Bischof im Motor in die Klemme geraten ist; nur ein Mann überlebt, und er hat seine Identität vergessen. Das gibt dem Verfasser Anlaß zu satirischen Ausfällen gegen die Bürokratie, den Papierkrieg und die Spionageangst. Es ist jedoch kein rechter Schwung in der Satire, und sowohl die Handlung als auch der Humor wirken schwerfällig. Finn Søbørgs erste Bücher waren die besten.

Karen Aabye (geb. 1904):

Meine Großmutter ist Jungfrau (Min bedstemor er jomfru)

Eine großangelegte, flotte und farbenreiche Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, ein volkstümlicher Roman in des Wortes wahrster Bedeutung, geschrieben von einer Verfasserin, die ihr Handwerk versteht.

Die Heldin ist die reizende Gutsbesitzerin Ursula Riber vom Klosterhof, eine warmblütige und dennoch jungfräuliche Witwe und Großmutter. Ihrer Sündenfälle sind viele, aber die Verfasserin sieht sie alle in einem versöhnlichen Licht.

Die große Personengalerie ist mit derber Freimütigkeit geschildert, und man freut sich auf die Fortsetzung, von der man ahnt, daß sie kommen wird.

NOVELLEN

Karl Bjarnhof (geb. 1898): Ohne Rückkehr (Uden retur)

Schon mit seinen wunderbaren Erinnerungsbüchern „Frühe Dämmerung“ (Stjernerne blegner) und „Das gute Licht“ (Det gode lys), die von dem Jungen erzählen, der blind wurde, schuf der bekannte Radiomitarbeiter sich eine hervortretende Stellung als Schriftsteller. Beide Bücher sind ins Deutsche übersetzt. Sein neues Buch enthält fünf Novellen. Ihr Thema ist durchweg die Reaktion des Menschen, wenn er Situationen gegenübergestellt wird, aus denen kein Weg zurückführt. Der Verfasser enthüllt eine eingehende Kenntnis der verborgenen Kräfte im menschlichen Sinn. Mit seiner meisterlichen Erzählkunst vermag er dem Leser das Gefühl zu geben, als sei er persönlich mit in den Handlungsverlauf einbezogen.

Karen Blixen (1885—1962): Essays

Diese bemerkenswerte Sammlung Essays wird Freude bei den vielen Bewunderern der bekannten Schriftstellerin wecken. Sie sind früher schon gedruckt worden, liegen nun jedoch gesammelt in einer schönen Publikation vor. Die Mottos meines Lebens, Daguerreotypien, Briefe aus einem Land im Krieg (Deutschland), Wiedersehen mit England u. a. sind alle Ausdruck von Karen Blixens vornehmer und fesselnder Persönlichkeit.

Anders Bodelsen (geb. 1937): Das Treibhaus (Drivhuset)

Die ersten zwei Bücher des Verfassers, beides Romane, handelten von den jungen Menschen eines Wohlstandsstaates und der sensationsgeprägten Presse. In den Novellen findet man die gleichen Motive wieder, außerdem Schilderungen von Kindern und Jugendlichen. Sie stellen die Fähigkeit des Verfassers zu genauen Beobachtungen unter Beweis, dargestellt mit freundlicher Ironie und in einer ungewöhnlich schönen Sprache.

Christian Kampmann (geb. 1939): Geborgenheit (Ly), zehn Novellen

Der junge Verfasser, der seinen Stoff aus dem Bereich der Bourgeoisie und des Mittelstandes holt, schreibt im modernen, stark konzentrierten Stil. Seine Ansicht über den Menschen ist ohne Illusion, die Situationen sind hart und sachlich, zeitweise zynisch. Man vermisst einen Hauch von Herzenswärme bei diesem tüchtigen Verfasser.

Benny Andersen (geb. 1928): Die Kissen (Puderne)

Der Verfasser ist bisher als Lyriker mit Gedichten im modernen Stil hervorgetreten. Die vorliegenden Novellen, seine erste Prosaarbeit, haben mit Recht bedeutendes Aufsehen erregt. Sein Personenkreis umfaßt die Unselbständigen, die

Gehemmten und Sanftmütigen — Schicksale aus einem kleinbürgerlichen Milieu, von dem Benny Andersen etwas weiß, ohne in Sentimentalität zu verfallen. Er ist ein feiner Psychologe, der die Sprache sicher beherrscht.

Dorrit Willumsen: Der Haken (Knagen)

Sicheres Talent und eine bemerkenswerte Eigenart kennzeichnen diese junge Debütantin, in deren Novellen sich menschliche Härte, Haß und erotische Perversionen widerspiegeln. Ihr Stil und Gebiet sind eine erstaunliche Mischung aus Realismus und Fabulieren, sie ist sowohl kühl abwägend als auch warm mitfühlend. Eine Verfasserschaft, die unmittelbar Interesse weckt.

Neue dänische Novellenkunst (Ny dansk novellekunst), eine Anthologie

Diese elf Novellen, geschrieben von hervorragenden und talentierten Prosaisten der jüngeren Generation, geben einen vortrefflichen Eindruck ihres Könnens. Sämtliche Novellen sind zum Zwecke des Vorlesens im dänischen Radio geschrieben und vielleicht deshalb weniger schwer zugänglich als so vieles andere in der modernen Prosa.

Zwei Bücher schleswigscher Autoren

Gynther Hansen: Forvandling

Forfatternes Forlag Arena. Fredensborg 1965. 108 Seiten

Ein neuer Autor aus Nordschleswig. Es ist Gynther Hansen, den man in Flensburg als den verdienstvollen Betreuer der Unternehmungen von Dansk Centralbibliotek auf dem Gebiete der bildenden Kunst kennenlernte. Jahrgang 1930, geboren im Kreise Apenrade, heute Bibliothekar in Apenrade.

Eine der acht Geschichten, Bilder oder Studien dieses Buches gab dem Buch seinen Titel. Dieser Titel wurde zu Recht gewählt, denn in allen Schilderungen will der Autor zeigen, daß und wie sich Menschen verwandeln können — positiv oder negativ. Mögen es die Fischer sein, die auf Fang fahren und in eigenartiger Benommenheit von der See, auf der sie sich in einer überhöhten Wirklichkeit befanden, in die reale Wirklichkeit des Dorfes zurückkehren, mag es die schlichte Skizzierung eines Schlachtvorganges auf einem Hofe, mögen es die skurrilen Menschen in dem verfallenen Müllerhause oder die in außergewöhnliche Bezirke hineinwachsenden Figuren eines dörflichen Geburtstagsfestes sein: In allen diesen Gegebenheiten offenbart sich der Mensch entweder seinen Trieben verfallen oder seiner Sehnsucht an das „andere“ hingegeben. In einer dieser Erzählungen steht der Satz: „Überhaupt pflegt die Welt sich nicht so leicht einfangen zu lassen, und es ist etwas von dem gefährlichsten, was man tun kann, wenn man umhergeht und aussieht, als sei man auf der sicheren Seite.“ Mit anderen Worten, die uralte Wahrheit, daß es mehr gibt zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, wird hier wiederum einmal illustriert. Sie wird illustriert im Gewande nordschleswigscher bäuerlicher Menschen, die wie die „Intellektuellen“ auch ihre Not, ihre Freude im Geiste und in der Seele haben.

Wenn man ein gutes Beispiel braucht, um zu zeigen, daß die Heimatkunst von einst innerlich überwunden ist, und zwar deshalb, weil sie nur stofflich orientiert war, kann man diese Erzählungen dafür nehmen, daß es möglich ist, Inhalte modernen Seelenlebens gerade darum so plastisch zu gestalten, weil sie in uns vertrautem Gewande erscheinen. Das geht bis in Einzelheiten der sprachlichen Dialektfärbung, wobei uneingeschränkt dem Autor bestätigt werden darf, daß er seine ganz eigene Sprache, und zwar eine schöne Sprache schreibt. Hier und da hat man das Gefühl, daß die Fülle der Assoziationen und die „Chemie der Motive“ ihn überwältigt haben, so daß er den sonst so sicheren Griff locker ließ. So z. B. in der Geschichte „Auf dem Kirchhof“. Als Ganzes genommen ein beachtliches

literarisches Zeugnis der heimatlichen Landschaft, dessen einzelne Schönheiten, wie die seelische Bewegung der von der See zurückkommenden Fischer, lange im Leser fortwirken.

Willy-August Linnemann: Das unsichtbare Gesicht
Claassen Verlag, Hamburg 1965, 284 Seiten

Lorenz Rerup veröffentlichte 1959 im Weihnachtsheft der Grenzfriedenshefte einen Aufsatz über das schriftstellerische und dichterische Werk W.-A. Linnemanns. In einer umfassend angelegten Analyse schilderte er Linnemanns damals vorliegendes Werk; er interpretierte es einmal aus der volklichen Spannung an der deutsch-dänischen Grenze und würdigte es andererseits aus der ästhetischen Sicht. Indem wir ausdrücklich auf diesen ebenso klug formulierten wie fesselnd geschriebenen Aufsatz hinweisen, freuen wir uns heute, an dieser Stelle mitteilen zu können, daß nunmehr der erste Band der Romantrilogie des aus Harrisleefeld stammenden Autors unter dem Titel „Das unsichtbare Gesicht“ in deutscher Übersetzung vorliegt. Auch zu diesem Buch fand Rerup sehr zutreffende Formulierungen.

Wir möchten die interessierten Leser darauf hinweisen, daß derjenige, der dieses Buch kauft, in einem sehr guten Sinne des Wortes etwas für sein Geld einhandelt: nämlich nicht mehr und nicht weniger als ein in der großen europäisch-skandinavischen Erzählertradition stehendes Buch. Wir möchten mit dieser Bemerkung ein Lob aussprechen, das wir mit der entscheidenden Bemerkung ergänzen, daß durch Linnemann der ruhmvollen Tradition ein ruhmvolles Blatt hinzugefügt wurde.

Warum ein so großes Wort? Weil Linnemann fabulieren und komponieren kann. Für jeden Studenten der Philologie ist sein Buch ein Paradebeispiel, weil der Autor die uralte Form der Rahmenerzählung meisterlich beherrscht — eine Gruppe von Personen erzählt Lebensschicksale von Freunden und Verwandten, während sie in einem Luftschutzbunker versammelt ist, zwangsläufig während der Luftalarms versammelt sein muß —, indem er zum zweiten diese Erzähltechnik im einzelnen durch Rück- und Überblendungen meisterlich variiert, indem er drittens durch scheinbar achtlos hingeworfene Bemerkungen dichterische Passagen offenbart und indem er schließlich das pulsierende Leben einer Mittelstadt (Flensburg) als „Aufhänger“ benutzt, um in diesem Alltag sinnbildlich deutlich zu machen die alte Frage: Was ist der Mensch — wo kommt er her — wo geht er hin? So muß man diese Geschichten von Liebe und Verlobung, von Lehr- und Herrenjahren, von der Liebe und des Leibes Lust und Leid lesen. Es geschieht tausendfach, was hier erzählt wird, aber plötzlich steht der Leser vor der unüberhörbaren Frage: Was soll das? Und so wird dann eine triviale Ehegeschichte zum Sinnbild des „Geworfenseins“ der modernen Menschen in der Apparatur des 20. Jahrhunderts,

so wird aber auch die Förde ein Sinnbild der bleibenden Schönheit der Schöpfung. Ein religiöses Buch, ein in Form und Inhalt europäisches Buch — mit reizenden Bemerkungen, die den Leser an treffende Formulierungen in den Buddenbrooks denken lassen, aber ein durch und durch flensburgisches Buch, womit nicht alles, aber viel gesagt sein dürfte.

Ein großes Buch mit kleinen Problemen

Eine dänische Literaturgeschichte in deutscher Sprache — mit dänischen Augen gesehen

Seit 1964 liegt eine große „Geschichte der dänischen Literatur“ von Hanne Marie und Werner Svendsen vor. Das Buch ist im gemeinsamen Verlag von Karl Wachholtz in Neumünster und Gyldendal in Kopenhagen erschienen — eine Zusammenarbeit, über die man ganz Interessantes schreiben könnte, da es doch eine Erneuerung einer guten alten Tradition ist. Das Buch erklärt sich im Vorwort Professor F. J. Billeskov Jansens selbst als „eine zeitgemäße Darstellung der Geschichte der dänischen Literatur ... keine offizielle Lobeserhebung und Anpreisung, sondern einen lebendig-sachlichen Bericht über das, was Dänemark im Laufe der Jahrhunderte auf dem Gebiet der Literatur hervorgebracht hat und welche Stellung man zu dieser im heutigen Dänemark einnimmt“.

Nach Erörterung einiger mehr oder weniger wichtiger Einzelfragen werden wir versuchen, zu einer Gesamtwürdigung des Werkes zu gelangen.

Die Selbstcharakterisierung stimmt. Hier und da hätte man gerne ein bißchen mehr von dem *Lebendigen* gesehen, aber *sachlich* ist das Buch, mitunter zu sachlich-neutral, und es gibt wirklich die Stellung wieder, die „man“ — d. h. die dänische Literaturwissenschaft, auf einen Namen gebracht — zu der nationalen Literatur einnimmt. Ganz persönliche, abweichende und bewußt herausfordernde Stellungnahmen, wie z. B. die Professor Frederik Niensens über Kaj Munk in „Dänemark — unser Nachbar im Norden“, kommen, so weit ich sehen kann, nicht vor. Die ganze Schilderung ist somit dem Gesichtspunkt eines Handbuches untergeordnet worden, und die Verfasser haben sich hierin löblicherweise gut gefügt, sicherlich hier und da mit Aufgabe von persönlichen Lieblingsthemen und Stellungnahmen. Insofern ist das Buch tatsächlich ein offizielles, mit den Vorzügen und den Schwächen eines solchen, aber richtig ist, das es nicht viel von Lobeserhebung und Anpreisung enthält.

Im Gegenteil! Man findet sogar ganz putzige Ausdrücke für den merkwürdigen Zwiespalt, der uns Dänen eigentümlich und wovon dieses Buch ein echtes Kind ist. Wir sind ein stolzes Volk, wir Dänen, aber wenige werden es gestehen. Wir meinen, der Welt im allgemeinen und unserem großen Nachbarn im Süden (mitunter auch „der Erbfeind“ oder euphemistisch „das südliche Ausland“ genannt) etwas bieten zu können. Wir meinen, eine Sendung zu haben, und das meine ich selber auch, und deshalb wird ein solches Buch geschrieben; aber gleichzeitig

scheuen wir uns vor jedem Pathos, und diese Haltung verleitet die Verfasser zu einer komischen Entgleisung: Das Buch zitiert den berühmten Jellinge-Runenstein: jener Harald, der ganz Dänemark und Norwegen gewann und die Dänen zu Christen machte“, aber dann kriegen die Verfasser einen Schreck, man könnte sie für dänische Nationalisten halten, und wenige dänische Akademiker wollen national, geschweige denn Nationalisten sein, und deshalb fügen sie eiligst hinzu: „Es sind nicht gerade sehr christliche Gedankengänge, die in der selbstbewußten Botschaft dieses *Kleinkönigs* an die Nachwelt vorherrschen.“ Das wird sicher die deutschen Historiker, die sich mit Haralds Grochtaten befassen, nicht wenig wundern. Professor Otto Scheel z. B. betrachtete ihn keineswegs als Kleinkönig.

Die Schilderung ist sonst sehr sachlich, ja sogar nüchtern, aber diese Haltung wird jäh gebrochen: „*Johannes Ewald* war oder galt als Sohn des berühmten pietistischen Predigers Enevold Ewald, der als gütig und gutgläubig geschildert wird.“ Hier schreibt kein Wissenschaftler, sondern eine böse Klatschtante im Kaffeekränzchen. Wie lange nach dem Tode einer Pastorenfrau darf man sie ohne jegliche Beweise verleumden? Ich blättere ein wenig nervös zu *Hans Christian Andersen* und *Adam Oehenschläger* hin, deren Mütter auch das Schicksal hatten, begabte Söhne zu gebären, genau wie Hebbels Mutter, und alle vier Mütter sind von emsigen „Literatur“-forschern beleidigt worden. Mit Dank kann ich aber bezeugen, daß Adam seinen südschleswigschen Vater behalten darf, wie Hans Christian seinen aus Fünen. Ein paar Kleinigkeiten: *Staffeldt* war nicht „Beamter in Nordschleswig“, sondern königlicher Amtmann in der „königlich dänischen Hauptstadt Schleswig“ im heutigen Südschleswig. Vielleicht ist es einer der sehr seltenen Übersetzungsfehler, da „Sønderjylland“ oft — auch von Dänen, die es besser wissen sollten — als gleichbedeutend mit „Nordschleswig“ gesetzt wird. Wenn man *Werner Abrahamsen* überhaupt nennen will, Schleswiger auch er, sollte man auch erwähnen, daß er wie Staffeldt ein glühender *Wahldäne* war. Ganz seltsam ist es, zu sehen, daß Erzbischof Andreas ab und zu nur mit seinem Vatersnamen Sunesøn genannt wird. Daß ein dänischer Verfasser das machen kann! Ob er Erzbischof Absalon auch Herr Assersøn nennen würde?

Im Abschnitt über das Volkslied wurdert einen der Ausdruck „der deutsche Lehnsherr Graf Gert“. Er war es nicht; Lehnsherr in Holstein und in Dänemark war und blieb bei aller Ohnmacht der König und das dänische Reich. Aber viel merkwürdiger ist, daß sich die Verfasser *pure philologice* sehr um den literaturgeschichtlichen Stammbaum der Volkslieder bemühen. Denn daß sie möglicherweise, unter Umständen, letzten Endes, vielleicht und eventuell eine schwache ursprüngliche Verbindung mit Frankreich haben, ruft ein Wort von *Robert Storm Petersen*, eines ganz bedeutenden Verfassers, der als nicht salonfähig zu diesem Werk keinen Zutritt bekommen hat, ins Gedächtnis: „Was

schert es die Oberpostdirektion, daß die Lange Brücke hochgeht, da wir doch in Utterslev wohnen?“ Die norwegischen Stabkirchen und die jütländischen Quaderkirchen haben ihre Wurzeln in Italien, aber sind genau so echt norwegisch und dänisch wie die Volkslieder. Auch wird es nicht überzeugend klargemacht, wie sehr die späteren dänischen Dichter, Komponisten, Maler und Bildhauer bis auf den heutigen Tag in dem Bann des dänischen Volksliedes stehen. Kein Wort haben die Verfasser für die nicht geringe Wirkung auf die *deutsche* Dichtung — Herder, Goethe, Grillparzer, Fontane u. a. — geopfert, aber diese klare Anknüpfung an Deutschland müßte eigentlich in einem für *Deutschland* bestimmten Buch von größerem Wert sein als ein mehr als fraglicher Ursprung im fernen Frankreich.

Überhaupt ist es sonderbar, wie wenig das Buch über das persönliche Verhältnis dänischer Dichter zu Deutschland erzählt. *Kierkegaard* zieht sich nach Berlin zurück, um weit abseits von Kopenhagen zu sein, und benutzt die große Stadt als — Hotelzimmer. *Brandes* geht in freiwillige und stolze Verbannung nach Berlin, um ... ja, warum? Das Buch gibt keine Auskunft. *Herman Bang* flüchtet nach Berlin und „will diese Stadt erobern“, und das ist ja keineswegs mißlungen. *Karl Gjellerup* hat Sorgen mit seinen schleswigschen Landsleuten, weil er ihnen zu deutsch geworden ist, und *Johannes Jørgensen* hat ernsten Kummer mit seinen zahlreichen deutschen Lesern, weil er im ersten Weltkrieg sehr französisch, sehr katholisch und über alle Maßen belgisch ist. *Nexø's* langer Aufenthalt in Deutschland ist sehr wichtig zur Bestimmung seiner prinzipiell ablehnenden Haltung zum Vaterland. Von alledem hört man nichts.

Man hat den Verdacht, daß die Verfasser alle deutsch-dänischen Auseinandersetzungen als nicht existierend betrachten wollen. Das ist ein praktisches Prinzip, aber ein schlechtes. Von *Brandes* heißt es: „Auf ähnliche Weise trat auch — nicht aus irgendwelchem dänischen Nationalismus heraus, sondern aus allgemein menschlichem Gerechtigkeitssinn — für die nordschleswigsche Bevölkerung gegenüber Deutschland ein.“ Das stimmt einfach nicht. „Das Herz blutet mir in der Brust, wenn ich daran denke, daß gerade jetzt, da ich Deutschland freiwillig verlasse, Hunderte von dänischen Bürgern wie ich ... unfreiwillig und ohne jegliches Festmahl das Land verlassen müssen.“ Man hatte es ihm anheimgestellt, die nordschleswigschen Verhältnisse in seiner Rede bei seinem Abschiedsfest in Berlin 1883 nicht zu berühren, aber er tat es trotzdem. Als er die Worte *niederschrieb*, war er dänisch-national; er war es, als er sie *sprach*, und er war es wieder, als er sie *drucken ließ*. Er war dänisch-national, als er über die Bedeutung Schleswigs für das dänische Geistesleben schrieb. Er war genauso bewußt Däne, wie er bewußt nicht-jüdisch sein wollte, und er hat wiederholte Male die schönsten und treffendsten Worte für den Inhalt von dem Begriff des Dänentums, des Dänisch-Seins, gefunden. Nebenbei schrieb er leicht

und fließend deutsch, so daß er seine eigenen Bücher deutsch schreiben konnte. Das Verhältnis dänischer Dichter zu der deutschen Sprache ist ein höchst interessantes Kapitel, das noch nicht geschrieben ist, auch nicht in diesem Buch. Mit einem Wort von Johannes Ewald über seinen Schleswiger Schuldirektor könnte man sagen, daß die beiden Verfasser „puri et puti philologi“ sind, reine und schiere Literaturleute, wenn sie schreiben: „Die dänische Revolution, die das neue (19.) Jahrhundert einleitete, war keine politische oder soziale, sondern eine ästhetische und philosophische.“ Diese letztere Revolution läßt sich natürlich nicht leugnen, aber diejenige, die 1788 eingeleitet wurde, die langsame dänische Revolution, dauert heute noch an und hat das Land gründlich geändert; sie war und ist bedeutend wichtiger als die ästhetische, aber die Verfasser sind eben keine Historiker, wie schon das Beispiel Harald Blauzahns zeigte. Das Interessante ist im Grunde, daß man in der dänischen Literatur von 1788 bis 1870 sehr wenig von dieser religiösen, sozialen und politischen Revolution spürt.

Auch in der Auswahl der zu erwähnenden Dichter sind die Verfasser in Übereinstimmung mit den Ansichten, die „man in Dänemark“ hat, aber „man“, das ist immer noch die akademische Literaturwissenschaft. Ein guter Historiker und feiner Erzähler wie *Sigurd Elkjær* ist überhaupt nicht erwähnt. Es muß den deutschen Übersetzer von *Palle Lauring*, der sozusagen deutscher Pate dieser Literaturgeschichte ist, merkwürdig anmuten, daß auch diesem vorzüglichen, quicklebendigen Romanschriftsteller keine Erwähnung zuteil wird, und genau wie *Peter Freuchen* das Betreten deutscher Erde von Hitler verboten wurde, sollen anscheinend nach Meinung der Verfasser seine Bücher in Deutschland verschwiegen werden. Aber seine Werke und die von Elkjær und Lauring sind sowohl dem deutschen als dem dänischen Publikum gut bekannt und beliebt. Sie sind alle drei ausgezeichnete Meister der Sprache und gute Erzähler, aber gute Erzähler sind von der offiziellen Literaturkritik so wenig geschätzt, daß weder Homer noch Robert Louis Stevenson erwähnt werden würden, wenn sie heute Dänen wären. Auf der anderen Seite leiten die Verfasser die Aufmerksamkeit der Leser auf die lüttsten, längst erloschenen Lichter des 18. Jahrhunderts, die nicht nur selbst längst verwest sind, sondern deren Werke auch so tot sind, daß selbst ein nicht ganz dummer und unwissender Volksbibliothekar die Namen vergessen hatte, wenn er sie überhaupt jemals kannte.

Ganz im offiziellen Stil wird als vornehmste Wilhelm Dinesens Tat genannt, daß er *Karen Blixen* gezeugt hat, wodurch diese also besser behandelt wird als Johannes Ewald, daß *Wilhelm Dinesen* aber ein feiner Stilist und Erzähler war und das beste Buch über den 1864er-Krieg, den er als siebzehnjähriger Leutnant mitmachte, schrieb, geben die Verfasser nicht bekannt. Über *Marcus Lauesens* „Die reiche Wanderung“ werden nur ein paar Gemeinplätze angeführt, weil die Verfasser höchstwahrscheinlich das Buch gar nicht kennen. Seit 1864 war Nordschleswig

eine der größten Lebensfragen des dänischen Volkes, und unsere Dichter haben die schönsten Gedichte und Lieder darüber gesungen, aber in Prosa gab es zwar zahlreiche Romane und Erzählungen, die aber alle ein mehr oder weniger bescheidenes künstlerisches Niveau hatten. Als „Die reiche Wanderung“ 1940 erschien, war es ganz einfach *das* Buch, *das* dichterische Denkmal über den Weg, über die lange Wanderung der dänischen Nordschleswiger von dem Jahre 1864 bis zum Jahre 1920. War das Thema zu brenzlich? Wie Brandes?

In Anbetracht des Handbuchgepräges dieses Werkes ist es eigentümlich, daß es völlig auf eine Liste weiterführender Literatur verzichtet hat. Auf diesem Hintergrund sieht das ausgiebige Titelverzeichnis ein wenig pedantisch aus. Es haben doch auch andere kluge Leute, Deutsche wie Dänen, etwas Lesenswertes zum Thema geleistet, z.B. *Helge Kjærgaard*: „Die dänische Literatur der neuesten Zeit“, das für die Zeit nach 1870 viel breiter ist und auch breiter sein kann als dieses Werk. In Deutschland hat man wertvolle Handbücher mit umständlichen Inhaltsangaben der großen Bücher der Weltliteratur, darunter auch mehrere dänische. Der feine Lyriker *Johannes Jørgensen* gab 1908 seine „Geschichte der dänischen Literatur“ heraus, ein recht subjektives Buch, aber gerade in der Subjektivität liegt mitunter die Wahrheit. Es ist hier nicht angeführt. Das Verzeichnis gibt zwei deutsche Übersetzungen von Johannes Jørgensen an. Ich kenne mindestens zwölf. Deutsche Bücher über einzelne Dichter, wie *Engbergs* und *Hal Kochs* über *Grundtvig* fehlen hier wie auch *Ebbe Neergaards* schönes deutsches Buch über *Kaj Munk*, aber das letztere konnte man auch nicht verlangen, da gar keine deutschen Übersetzungen von Kaj Munks Werken, ja nicht einmal seine Selbstbiographie „Fragment eines Lebens“ hier verzeichnet ist; es ist und bleibt ein Hauptwerk, wenn auch — was ich nicht glaube — seine Dramen dahinwelken sollten. Über *Hans Christian Andersen* gibt es mehrere deutsche oder ins Deutsche übersetzte Biographien, wie *Bööks* und neuerdings *Monika Stirlings*, aber sie fehlen hier, wie auch „Ein Buch über den dänischen Dichter Hans Christian Andersen“, das sogar von demselben Kulturausschuß herausgegeben wurde wie das vorliegende Werk. Der Kulturausschuß muß also die Mitverantwortung für seine Nichterwähnung hier im Werke tragen!

Hiermit sind wir zum Verzeichnis der deutschen Übersetzungen gekommen. Es ist lückenhaft und unbefriedigend, auch wenn es nur als eine Auswahl gelten sollte, was schon die Hinweise oben auf Kaj Munk und Johannes Jørgensen zeigen. *Thit Jensen* ist mit „Der Bischof von Børglum“ im Verzeichnis vertreten. Im Text wird „König von Sande“, 1919, erwähnt, aber das Verzeichnis kennt nicht die deutsche Übersetzung 1922. Der Text kennt mit großem Lob *Jakob Knudsens* einheitlichsten Roman „Gesinnung“ („Sind“), 1903, aber das Verzeichnis weiß nicht, daß der Roman als „Anders Hjarmsted“ wiederholt deutsch herausgegeben wurde. Es kennt zwei deutsche Knudsen-Titel; ich kenne mindestens fünf.

*

Obschon nun alle diese Einwände wahr und wert sind, erörtert zu werden, sind sie doch insofern unberechtigt, als sie einen falschen Eindruck vom Buch erwecken könnten. Ein Kapitel wie das über den Nordschleswiger *Hans Adolph Brorson* ist geradezu glänzend geschrieben und gibt einem deutschen Schleswiger die Möglichkeit zu verstehen, wie Brorsons Kirchenlieddichtung der dänischen Sprache in Nordschleswig ein neues Ansehen gab und ihr ein Bollwerk und ein Deich gegen die steigende Flut der deutschen Sprache wurde. Und das Kapitel über den anderen Kirchenlieddichter, *Thomas Kingo*, steht dem über Brorson nicht nach. Abgesehen von der zweideutigen Aussage über Ewalds Mutter, kann man nur zufrieden sein mit der Darstellung dieses Kopenhagener Dichters — des größten von ihnen allen? —, der stark von seinem Aufenthalt in Schleswig geprägt und dessen Vater ein gebürtiger Nordschleswiger und ein weit bedeutenderer Mann war, als die oben zitierten abfälligen Worte vermuten lassen. Auch der *Blicher*-Kenner und -Liebhaber ist mit seinem Kapitel mehr als zufrieden. Für die modernere Zeit, vom Jahre 1870 an, ist die Darstellung bemerkenswert breit und inhaltsreich. Überhaupt ist die gute Abgewogenheit, die gute Verteilung des Buches auf die ältere, auf die klassische und die moderne Zeit lobenswert — mit Vorbehalt der oben angeführten leisen Einwände. Wenn man das Buch schon nicht gerade volkstümlich nennen kann, ist es andererseits nicht von unbehaglicher Gelehrsamkeit verunstaltet — abgesehen von dem Kapitel über die Volkslieder —, und in der Klarheit und Verständlichkeit setzt das Buch eine vornehme dänische Tradition der wissenschaftlichen Publizistik fort.

Die Übersetzung ist sehr geläufig und bewunderswert genau. Als eine Ausnahme zur Bestätigung der Regel kann ich nur einen kleinen Schnitzer anführen. „Optrin af Kæmpelivets Undergang i Nord“ muß „Auftritte vom Untergang des nordischen *Heldenlebens*“ heißen. Es hat nichts mit Riesen zu tun. Ich mag den Ausdruck „Volkserhebung“ für die Geschehnisse in Kopenhagen im März 1848 nicht. Ganz offen geschrieben, erinnert es an die illegale Erhebung in Rendsburg und an die unrichtige Behauptung, daß es in Kopenhagen einen Aufstand oder einen Aufruhr gegeben habe. Alles geschah in Kopenhagen in Ruhe und Ordnung und in jeder Form völlig legal.

*Ich glaube an das Gute und Geistige,
das Wahre, Freie, Kühne, Schöne und Rechte,
mit einem Wort an die souveräne Heiterkeit der Kunst,*

dieses großen Lösungsmittels für Haß und Dummheit.

Thomas Mann

Grenzland und Küste in der Landesschau der bildenden Künstler 1965

Wenn man Kunst aus der Perspektive der Heimat betrachtet, dann ergibt sich sehr leicht eine an die Landschaft gebundene Blickrichtung und eine Denkweise, die in besonderem Maße an Überlieferungen gebunden ist. Die Heimat, im Sinne des Heimatdenkens, ist immer klein. Aber wem ist noch wohl bei einer solchen Betrachtungsweise, wenn der Weltraum als erfahrbares Ereignis näher liegt als die Zone einer heimatlichen Landschaft, der man ständig entflieht und deren biedermeierlich anmutender Charakter der überlieferten Gefühle kaum noch eine Chance hat.

Allerdings, die früheren Zeiten waren auch nicht so, wie man sie sich heute vielfach vorstellt. Man soll sich nicht täuschen in bezug auf die Kommunikationsfähigkeit früherer Zeiten; sie war ausgeprägter, als es die Heimatpflege wahrhaben will. Die großen europäischen Stile seit dem Mittelalter haben sich mit rasanter Schnelligkeit ausgebreitet, trotz schwieriger Verkehrsverhältnisse. Die eigentliche Qualität der bildenden Kunst scheint auch früher schon aus einem eigenartigen Amalgam von Kontemplation und hektischer Kommunikation erwachsen zu sein. Jedenfalls hüte man sich vor der Meinung, daß Kunst um so ungebrochener und vollkommener sei, je mehr sie aus einer landschaftlichen Isolierung erwächst.

Es läßt sich mit guten Gründen belegen, daß Kunst in Schleswig-Holstein erst der Anregung von außen bedurfte und bedarf, um groß zu werden. Was wäre aus Rohlf's, Nolde und Barlach geworden, wenn sie nicht die entscheidenden Möglichkeiten außerhalb der engeren Heimat gewonnen hätten! Diese Frage stellt und beantwortet sich auch für frühere Zeiten, wie sich an den Lebensläufen etwa von Jan Liss, Jürgen Ovens und Asmus Jacob Carstens ablesen läßt. Konsequente Seßhaftigkeit als Grundlage für eine heimatlich betonte Kunst würde auch nur die verengten Maßstäbe einer allzu bodenständigen Heimatkunst zulassen. Erst in der ständigen Begegnung, in der Weltoffenheit bewährt sich eine etwa vorhandene heimatliche Substanz. Unter solchen Voraussetzungen ist Flucht aus der Heimat keine Abkehr und Absage an sie. Ebenso wenig ist auf der anderen Seite eine Zuwanderung von Künstlern etwa ein Hemmnis dafür, daß diese Künstler in der neuen Heimat bodenständig zu werden vermögen. Ganz abgesehen davon, daß es immer Künstler gegeben hat, die aus unserer Landschaft Anregungen bezogen, die sie als Landschaftler auf neue Art sahen und gestalteten, und die damit, obgleich nie endgültig ansässig geworden, so etwas

wie ein künstlerisches Heimatrecht erworben haben.

Ich unterhielt mich vor etwa einem Jahr im November mit ALBERT AEREOBOE in einem Lokal in Westerland auf Sylt. Er laborierte offenbar noch an seiner nun schon verschiedene Jahre zurückliegenden, aber offenbar nicht sehr geglückten Rücksiedlung von Sylt nach Lübeck. Er breitete seine Spökenkieker-Phantasie und -Philosophie aus, die nicht gerade auf Sylt erworben sein mag, aber doch ein Wesenszug von ihm ist, eine Anlage, die nur auf einer Nordseeinsel keimfähig erscheint. Seine heutige Malerei mit ihren scharfen Umrissen und klar erkennbaren Formen sieht gewiß auch nüchterner und rationaler aus, als sie ist. Schon die Wandlung von den chinesisch anmutenden Wellenarabesken früherer Jahrzehnte, von der biedermeierlichen Hintergründigkeit seiner Menschendarstellungen in früheren Jahrzehnten zu den abstrakten Formen der Jahre nach dem zweiten Weltkrieg läßt eine philosophisch-spekulative Risikobereitschaft bei diesem Künstler erkennen. Aereboe brach alles hinter sich ab und formulierte seine Kunst neu. Er verlor und gewann. Er ist ein Verlierer in dem Sinne, daß man auch „geistiges Eigentum“ verlieren kann wie eine goldene Uhr. Er ist ein Gewinner in dem Sinne, wie man mit Hilfe eines klug beschickten Elektronenapparates die Elemente für eine neue Kunstaübung gewinnen kann. Aereboes Gemälde „Spannung und Rhythmik“ in der diesjährigen Landesschau der bildenden Künstler Schleswig-Holsteins in der Kieler Kunsthalle ist ein gutes Beispiel für seine neue Malweise. Hier wurde Landschaft und Figur in völlig ungegenständliche, klar abgesetzte Form verwandelt, und sein hintergründiges Spekulieren wurde zu einem Spiel mit der rhythmisch empfundenen Linie. Auch die Farbe ist heute nicht mehr einer Idee appliziert, sondern Bestandteil der einfachen Formenkontraste.

*

Während Aereboe aus Sylt abwanderte, haben sich an der Westküste im Laufe der Nachkriegsjahre andere Künstler neu ansässig gemacht. Sie mögen einen Anreiz darin gefunden haben, daß man sich hier den weit ausholenden Formen einer großen Küstenlandschaft hingeben kann, gleichzeitig aber angesichts der umfangreicher gewordenen Verkehrsmöglichkeiten doch auch einen ständigen Kontakt mit der Außenwelt zu halten vermag. Außer K. F. Gotsch — der die Jahresschauen leider meidet — sind da Künstler wie Dirk Bracker aus Schobüll, Anatol Buchholtz aus Kampen, Erich Duggen aus St. Peter-Ording, Gertrud von Hassel aus Meldorf, Ursula Hensel-Krüger aus Westerland, Wilhelm Judith aus Husum, Hans Plutta aus Niebüll neben anderen zu nennen.

Bei ERICH DUGGEN reflektiert die Landschaft in kräftigen, sehr dinglichen Umrissen und direkten, ungebrochenen Farben. Sein Stilleben mit Fischen läßt erkennen, daß er sich bei Aufrechterhaltung kräftigster Bildformen erfolgreich aus den Vergrößerungen früherer Jahre befreit.

Bildhauer ANATOL BUCHHOLTZ sucht spürbar nach Formen, die unmittelbar auf Sand- und Strandgut zurückgeführt werden können. Er verdichtet deren Zufallsgefüge zu plastischen Erscheinungen, die ein untergründiges Leben gewinnen. Die Ergebnisse sind unterschiedlich. Bei einem „Urtier“ endet es noch in einem allzu burschikosen Klötzchenbau. In einer „Echse“ hingegen kommt mit dem Aneinanderschichten von kantigen, würfeligen Formen eine bezaubernd abstrahierte Gestalt zum Vorschein.

DIRK BRACKERS „Sitzender Akt mit Stilleben“ kommt bei einer kraftvollen Behandlung stark räumlich empfundener Figuren zu einem überzeugenden Gleichklang von Gegenstand und Mensch. Seine auf komplementäre Töne angesetzten Farben scheiden klar und deutlich alle figürlichen Bestandteile des Bildes voneinander.

GERTRUD VON HASSEL entdeckt in ihrem Selbstbildnis und in einem Stilleben die Bedeutung von einfach gegliederten Flächen und gewinnt damit jetzt den richtigen Ansatz für die Bildgestaltung.

Die Elemente großräumiger Formen finden sich im Rahmen der Landesschau allerorts und unter verschiedensten Vorbedingungen. Bei dem Groß-Wittenseer CARL LAMBERTZ sind es die nachdrücklich flächig gefaßten, durchgängig über eine große Bildfläche wie eine Pastellhaut ausgebreiteten, gedämpften Kontrasttöne, die einen Grundakkord wohliger, spannungsloser Stimmungen abgeben.

G. FRITZ HENSEL aus Flensburg drängt in die aneinandergefügten Viereckräume seiner Bildflächen Figuren von musealem Charakter hinein, gewissermaßen archäologische Attribute der formal gesehenen Vorstellungswelten von Antike und Christentum. Das bleibt freilich noch immer sehr an der Oberfläche der ästhetischen Gedankenbezüge.

Auch LILY KRÖHNERT aus Flensburg wird bei den in diesem Jahr gezeigten Werken — im Gegensatz zu denen des Vorjahres — der gewählten Thematik nicht Herr. Ihr „Lemurenfloß“ läßt zwar noch die gewohnte, erdigdumpfe, fast mineralische Behandlung der Fläche erkennen, aber die Auflösung einer im Grunde doch als anonym zu begreifenden Fläche in Lemurenfigürchen erscheint als unzulässige, ins Sentimentale abgleitende Verniedlichung des Themas. Auch der „Torso“ ist ein in Auflösung geratener Flattergeist geworden.

Leichter lebt es sich natürlich im Unproblematischen. So RUDOLF L. KLEIN aus Rendsburg, für den die Wiedergabe des heimatlichen Städtebildes eine Sache der Gewandtheit im Umgang mit zeichnerischen Spielregeln ist. In seinem „Obereiderhafen“ entstand auf diesem Wege eine respektable Stadtlandschaft.

GERHART BETTERMANN aus Karby geht mit seinen Landschaften wesentlich über das Schema einer unverbindlichen Freude an der Landschaft hinaus. Zwar schwingen statt dessen gewisse Tendenzen zur dekorativen Gestaltung mit, die

eine Landschaft sich zum Bühnenprospekt entwickeln lassen. Dahinter aber steckt ein Gefühl für die mosaikartige Reichhaltigkeit der steinernen Landschaften südlicher Zonen, seien es Hügel und Schluchten oder auch Städte. Deren Darstellung gibt sich der Maler hin wie in einer Sehnsucht, die ihn von der dumpfen Einförmigkeit der nördlichen Landschaft hinwegtreibt.

Drei weitere Bildhauer — außer Buchholtz und der das Plastische doch zu sehr simplifizierenden Hensel-Krüger — sind aus dem nördlichen Landesteil zu nennen. Am nachhaltigsten tritt hier ULRICH BEIER (Flensburg/Hamburg) hervor. Seinem kleinen, kaum handgroßen „Januskopf“ spürt man eine Plastizität an, die sich auf den Umgang mit gerätehaften Formen der Antike gründen mag. Sein Schieferrelief „Mare Baltica“ summiert gewiß eine vielfache Berührung mit den Gestalten des gepanzerten Meeresgetiers. Die Verdichtung erfolgt im Sinne einer frei erfundenen Symbolgestalt. Die Stärke liegt hier in der Kombination selbständiger, scharf abgegrenzter Formen, die damit den Charakter wappenartiger Gebilde annehmen.

GEORG ENGST aus Jersbek erreicht mit seinen kleinen Bronzearbeiten gerade noch den Status einer harmlosen figürlichen Darstellung, die, wenn ein hochgestecktes Thema vorliegt, wie bei seiner Christusfigur, keine Möglichkeiten der Vertiefung und einer mehr als konventionellen Ansprache bietet.

JAN ERBIN PFOHL mit seinen beiden figürlichen Gruppen (eine davon nennt er „Kathedrale“) läßt hinter der modern scheinenden plastischen Struktur doch zu sehr das Schema jugendstilhafter Empfindungen erkennen, als daß man nicht beunruhigt wäre, denn man kennt diesen Künstler, jedenfalls in den Kleinfiguren, doch anders und besser.

Die Betrachtung der Werke von Künstlern, die im nördlichen Landesteil ansässig sind oder von hier kommen, möge abschließen mit dem Hinweis auf CLAUDIUS VAHLE, der zu der Gruppe jener Jüngeren zählt, auf die man Hoffnungen setzen kann. Diese Hoffnungen rechtfertigen sich bei ihm durch die entschlossene Art, wie er das Prall-Figürliche aus einem geometrischen Schema der Blattaufteilung hervortreten läßt.

*

Die Landesschau als Ganzes ist in diesem Jahre besser als in den Vorjahren, und zwar dadurch, daß eine Reihe von Künstlern mit etwa fünf bis zehn Werken gezeigt werden. Dadurch ist ein zusammenhängender Eindruck von der Arbeit dieser Künstler ermöglicht worden. Jüngere und ältere treten hierbei gleich stark hervor. Vielleicht sind die neuesten Strömungen im Bereich der bildenden Kunst hierzulande nicht so ausgeprägt vertreten wie solche, die schon zum sicheren Bestand oder auch bereits zu den „überholten“ Richtungen gerechnet werden. Das aber zeigt sich als ein Merkmal der Landesschau doch wohl nur in Vergleichen mit spezifisch avantgardistischen Ausstellungen, hingegen nicht in einem Vergleich

mit den Jahresschauen anderer Länder, die im Charakter durchaus ähnlich sind. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß es eine Sonderstellung Schleswig-Holsteins in der bildenden Kunst gäbe, vielleicht dergestalt, daß man hierorts — je nach der Einstellung der Kritiker — entweder hinter dem Mond lebe oder der Tradition stärker und positiver verpflichtet sei. Schon durch die Nachbarschaft der Hamburger Kunstakademie ist für genügend Ausstrahlung gesorgt, so daß ein beträchtlicher Zufluß an modernen Auffassungen stattfindet. Hamburg hat etwa jene Funktion übernommen, die in der dänischen Zeit Schleswig-Holsteins die Kopenhagener Akademie hatte.

*

In einem Punkte allerdings leben wir hierzulande künstlerisch „hinter dem Mond“: Es gibt keine wirklich durchgreifende Förderung der bildenden Künste. Es fehlt an Galerien, Kunsthändlern und Mäzenen. Was als Kunst auf höchster Ebene gelten soll, das wird innerhalb der Bundesrepublik in West- und Südwestdeutschland entschieden; kaum noch in Berlin, fast nicht in Hamburg, gar nicht in Schleswig-Holstein. Hier liegt das größte Hemmnis. Hinzu kommt der Mangel an Ausstellungsmöglichkeiten. Die eine Jahresschau und ein paar Ausstellungen für die erwähnten (oder möglichen) Kunstpreisträger reichen nicht. Die Schleswiger, Flensburger und Lübecker Museen bemühen sich in dem einen oder anderen Falle. Aber z. B. den Schleswigern geht jetzt offenbar auch noch das wenige Geld aus, das bisher für das Bekanntmachen mit neuerer Kunst zur Verfügung stand. Tatsächlich würde die bildende Kunst gerade angesichts unserer abseitigen Lage ganz besonderer und gezielter Pflege bedürfen. In dieser einen Jahresschau sind mehr als zwanzig Künstler vertreten, für die in gewissen Abständen Sonderausstellungen angemessen und nötig wären, Ausstellungen, in denen ein Gesamteindruck des künstlerischen Werks zustande kommen kann. Außerdem wäre es auch notwendig, dafür zu sorgen, daß solche Ausstellungen in die Zentren der Kunst gebracht werden. In einigen Fällen ist das durch eigene Bemühungen von Gruppen und von einzelnen ermöglicht worden. Der Erfolg solcher Ausstellungen war ermutigend. Aber solche Möglichkeiten sind zu selten, als daß damit die Abseitslage behoben wäre. Infolgedessen breiten sich Zweifel und Skepsis unter den Künstlern aus; nicht in bezug auf das eigene Können, wohl aber hinsichtlich der Frage, ob ein bildender Künstler sich hier im Lande halten und von hier aus Möglichkeiten der Würdigung und sachgemäßen Einstufung nach den Maßstäben der Kunstzentren haben kann. Jenen Kreisen im Lande, denen bildende Kunst mehr bedeutet als eine feiertägige Randverzierung des Lebens, sollte dies zu denken geben.

Über drei neue Publikationen zur schleswig-holsteinischen Kunst und Kultur

Wissenschaftliche Arbeiten zur schleswig-holsteinischen Kunst- und Kulturgeschichte sind in der letzten Zeit nicht gerade zahlreich gewesen. Um so mehr wogen die beiden Publikationen von Lilly Martins über die schleswig-holsteinische Malerei im 19. Jahrhundert und über schleswig-holsteinische Ortsansichten und Stadtpläne (mit Olaf Klose). Um so mehr auch wiegen drei Bücher, die sämtlich aus Anlaß des Universitätsjubiläums herausgegeben wurden und denen das Verdienst zukommt, zusammenfassend und ausführlich über die Gottorfer Kultur, das Gottorfer und das Kieler Schloß Kunde zu geben. Durch die ungewöhnliche Summe von Informationen erhellen diese drei Bände weite Strecken der Geschichte und Kulturgeschichte des Landes, machen sie zugänglich und nachvollziehbar.

DIE GOTTORFER KULTUR IM 17. JAHRHUNDERT

Was die Vielfalt wissenschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit betrifft, kann das 17. Jahrhundert getrost als das in Schleswig-Holsteins Geschichte bedeutendste angesehen werden. Am Gottorfer Hof entwickelte sich unter Herzog Friedrich III. ein anziehendes, vielfältiges und interessantes geistiges Leben. Den zweifellos höchst verdienstvollen Gründungen einer Hofbibliothek (1606) und einer an seltsamen und kostbaren Schätzen überreichen Kunstkammer (1651) schloß sich als die schließlich lebendigste und zukunftssträchtigste Institution die Universität an, die 1665 unter dem Nachfolger Friedrichs, Herzog Christian Albrecht, entstand.

Endlich einmal die seit dem 18. Jahrhundert weitverstreuten Zeugnisse Gottorfer Kultur, der Basis für die Universitätsgründung, hier im Land zusammengetragen zu haben, ist das Verdienst von Dr. Ernst Schlee gewesen, dem Direktor des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schloß Gottorf. Die von ihm zum diesjährigen Universitätsjubiläum in Kiel arrangierte hervorragende Ausstellung „Die Gottorfer Kultur im Jahrhundert der Universitätsgründung“ ließ die breite Bedeutung des Hofes endlich an ihren mannigfaltigen Zeugnissen erkennen.

Doch die Ausstellung ist wieder aufgelöst; die Vielzahl der kulturhistorischen Dokumente und Denkmäler hängt oder steht wieder in in- oder ausländischen Museen. Geblieben ist der von Ernst Schlee herausgegebene Katalog, der sich nun als Handbuch zu bewähren hat — und sicher bewährt. Denn der umfangreiche Band enthält nicht nur sorgfältige, von intensiver Kenntnis der Objekte zeugende

Katalogangaben und eine große Fülle von ergiebigen Abbildungen — der Band enthält auch im zweiten Teil eine Art Kompendium unter dem Titel „Aus der Kulturgeschichte des Gottorfer Hofes“. Über die Musikkultur, die verschiedenen Kollektionen am Hof (Gemäldesammlung, Kunstkammer, Waffensammlung etc.), über die künstlerischen Tätigkeiten unter Friedrich III. und die in Gottorf betriebenen wissenschaftlichen Studien ist dort von Fachleuten in einer langen Beitragsserie zum erstenmal zusammenfassend, kundig und hinreichend berichtet. Wenngleich dieses Buch das hierzulande fehlende reiche Museum für neuere Landesgeschichte nicht voll zu ersetzen vermag, so gibt es doch mit seiner Fülle von Informationen ein ebenso vielfältiges wie rundes Bild von der Regsamkeit am Gottorfer Hof.

Nicht so sehr für den politischen, wohl aber für den kulturellen und den wissenschaftlichen Bereich ist Adam Olearius der Motor am Hof Friedrichs III. gewesen. Mathematiker, Theologe, Reisender, Schriftsteller, Architekt, Sprachforscher, Astronom und Bibliotheksleiter war er: ein Allerweltsgenie, das sich einerseits mit seinen Übersetzungen aus dem Persischen und seinen Reisebeschreibungen, andererseits mit Bibliothek und Kunstkammer besondere Verdienste erwarb. Über die letztere, in der vom toten Indianer bis zum Tintenfisch, vom Hirschkäfer bis zum ägyptischen Götterbild und bis zum berühmten Riesenglobus eine Fülle von Kunstwerken, Reiseandenken, Altertümern, Tieren, Pflanzen und Kuriositäten versammelt war, hat Olearius selbst eine Beschreibung verfaßt, die in Auszügen im Katalog erscheint. Weil sie die Denkweise im 17. Jahrhundert spiegelt und zugleich den Grund für die Zweckmäßigkeit einer Kunstkammer angibt, mag sie hier als Dokument in einem Zitat erscheinen:

„Aber es verhält sich mit uns, wie mit den Knaben in der Schule, etliche seynd faul und schläffrig, etliche haben zwar das Buch in der Hand, sehen aber überhin, etliche stecken das Buch unter die Banck, gaffen auff andere Sachen, und nehmen frembde Gauckeley vor ... Etliche aber, derer Natur und Verstand sich auff etwas höhers erstrecket, haben ihre meiste Behebung und Ergetzung, nehest Beobachtung der Gottesfurcht, ihr Gemüthe mit herrlichen Wissenschaften der natürlichen und ungemeynen Dingen zu zieren. Gibt auch durch Anschauung solcher Sachen nicht siechte Ergetzung. Solche herrliche Ingenia werden bißweilen auch getrieben, zu erforschen, was in frembden weit abgelegenen Landen anzutreffen. Daher begibt sich mancher mit grossen Unkosten auff gefährliche Reysen, muß auch oft gleich wie Plinius bey Erforschung des Vesuvii sein Leben einbüßen.“ Solchen Liebhabern allerdings könne geholfen werden, indem man Kunstkammern einrichte wie die Gottorfische, in denen gewissermaßen die Welt in Auszügen versammelt war und zum Besuch bereitstand.

Das Handbuch enthält eine Fülle von kulturhistorischen Kostbarkeiten, die im

einzelnen gar nicht zu benennen sind. Es ist hauptsächlich das Verdienst von Ernst Schlee, mit der Ausstellung und dem gediegenen Katalog einen bedeutsamen historischen Komplex mit allen seinen Teilgebieten wieder ins volle Bewußtsein gerückt zu haben.

Gottorfer Kultur im Jahrhundert der Universitätsgründung. Kulturgeschichtliche Denkmäler und Zeugnisse des 17. Jahrhunderts aus der Sphäre der Herzoge von Schleswig-Holstein-Gottorf. Hrsg. v. Ernst Schlee. Christian Wolff Verlag, Flensburg. 451 S. mit zahlr. Abb., brosch. DM 10,—

EIN PLATZ FÜR KÜNSTLER UND GELEHRTE – DAS SCHLOSS GOTTORF

„Gottorf ist das führnemste Schloß und der eigentliche Sitz der Herzogen von Holstein, nahe bei der alten Stadt Schleswig an einem überaus lustigen Ort gelegen ... Im Übrigen halte ich davor, daß kein besser oder gelegener Platz für Künstler und Gelehrten, sonderlich aber für die Poeten als eben dieser könnte gefunden werden.“ Mit diesen Worten des Pastors Johannes Rist aus dem 17. Jahrhundert eröffnet Ernst Schlee seine zum 300jährigen Bestehen der Kieler Christian-Albrechts-Universität erschienene Monographie des Schlosses Gottorf, der „Pflanzstätte“ von Universität und barocker Kultur in Schleswig-Holstein. Fleiß, Kenntnis und sprachliche Genauigkeit des Autors konnten kein anderes als ein weitgehend erschöpfendes Werk zustande bringen, dessen erfreuliche äußere Gestalt schon zum Studium lockt. In seinem Nachwort weist Schlee zwar darauf hin, bei den anhaltenden Bauarbeiten sei noch stets mit neuen Befunden zu rechnen, so daß in manchen Fragen eine endgültige Beurteilung noch ausstehe. Dennoch ist eine bestens brauchbare Monographie entstanden, in der die verschiedenen Bauphasen von Schloß- und Gartenanlagen seit dem Mittelalter eingehend erörtert und reportiert werden.

Residenz, also politischer, aber auch geistiger Mittelpunkt des Schleswiger Territoriums wurde Gottorf unter Herzog Adolf im 16. Jahrhundert. Gleichzeitig ließ er am Kieler und am Gottorfer Schloß bauen. „Aus den auf uns gekommenen Resten ist zu erkennen“, so schreibt Schlee, „daß die Schmuckfassade des Gottorfer Hauptbaus im dekorativen Gesamtplan wie in der bildhauerischen Gestaltung ein imposantes Kunstwerk darstellte.“ Nach ausführlicher Behandlung der Schloßkapelle und ihrer Einrichtung, des herzoglichen Betstuhles, des Hirschsaales und der baulichen Veränderungen am Schloßkomplex im 17. Jahrhundert wendet Schlee sich dem Neubau zu, der noch heute, obwohl verschiedene Relikte früherer Bauperioden noch erhalten sind, das Gesicht des Gottorfer Schlosses prägt. Mindestens beratend war Nikodemus Tessin, der Erbauer des Stockholmer Schlosses, an dem Projekt beteiligt, dessen sichtbarstes Zeugnis die mit einem Turm bekrönte Fassade von 27 Fensterachsen ist, dieser

„wohl südlichsten Probe des skandinavischen Hochbarocks Tessinschen Gepräges“.

Zerstörungen, unpassende Einbauten und dauernd wechselnde Funktionen des Schlosses beeinträchtigten den ursprünglichen Baubestand, der erst seit 1948, da „das Schloß nach hundertjähriger Militärzeit als Kaserne endgültig ausgedient hatte“, langsam wiederhergestellt werden mußte, als die Sammlungen zur Landesgeschichte dort einzogen. So ist heute wieder „im Bild des die Umgebung überragenden Bauwerks die Vorstellung eines vom Wasser umgebenen, durch Niederungen gesicherten, das Land weithin beherrschenden Fürstensitzes vollziehbar und damit lebendige Geschichte gegenwärtig“.

Dem Kunsthistoriker mag eine aus der Analyse zum Beispiel der letzten Fassade zu gewinnende Bestimmung des geschichtlichen Ortes und eine Diskussion der Tessin-Frage (unter Einbeziehung stilistischer Gesichtspunkte) fehlen, wo er zahlreiche Detailauskünfte über Einrichtungsgegenstände entbehren könnte. Jeder nach eingehender Information über die historischen Fakten Ausschauende aber wird in dem vorzüglich bebilderten Buch von Schlee genügend Auskünfte erhalten — nicht nur über die Bauphasen des Schlosses und seiner Anlagen, sondern auch über die kulturhistorischen und politischen Situationen. So spiegelt dieser Band von der Geschichte des Baues her, was der Ausstellungskatalog desselben Autors von den Objekten her beleuchtet, die sich ehemals in diesem Bau befanden. Beide Bände ergänzen sich zu einer guten Rekonstruktion von Leben, Kunst und Wissenschaft — vor allem im 17. Jahrhundert — am Hof der Herzoge von Schleswig-Holstein-Gottorf.

Eine knappe, aber ausreichende Bibliographie ergänzt übrigens den Text der Monographie, und da ist es weniger verständlich, daß sowohl ein Inhaltsverzeichnis wie auch ein Personenregister fehlen. Beides sollte man bei gegebener Gelegenheit nachholen.

Ernst Schlee, Das Schloß Gottorf in Schleswig. Christian Wolff Verlag, Flensburg. 78 S., VIII Farb-, 62 Schwarzweiß- und zahlr. Textabb., Leinen DM 22,—

IMMER WIEDER NIEDERUNGEN – DAS KIELER SCHLOSS

Das Kieler Schloß wurde — wie die Stadt — in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch Graf Adolf IV. von Holstein gegründet. Ehe es in diesem Jahr des Universitätsjubiläums zur Einweihung neuer, locker an einen vergangenen Bestand angelehnter Trakte kam, hat der Bau mannigfache Umwandlungen erfahren, über die jetzt eine Monographie von Carl-Heinrich Seebach eingehend unterrichtet. Von der ältesten Burg fand man 1960 Reste, die auf ein kleines Haus hinweisen — ansonsten müssen schon bald Neubauten aufgeführt worden sein, die von den früheren Beständen nichts bewahrten. Erst aus dem Jahre 1512 sind Angaben über die Gebäude erhalten, zu denen damals neben dem Wohnhaus für

die erste Gattin Herzog Friedrichs I. eine Burgstube, eine Küche, ein Backhaus, eine Knechte-, eine Silberkammer und Stallungen gehörten.

Noch im 16. Jahrhundert fand ein großzügiger Um- und Neubau statt. Türme akzentuierten die Ecken des umfangreichen Gebäudes, das über einen Gang mit dem Altbau verbunden war. Die Ausstattung war kostbar. Anlässlich der Universitätsgründung fand 1665 im großen Saal ein Festmahl statt — die letzte große Feier allerdings in diesem Gebäude, das wegen seiner Baufälligkeit bald nicht mehr benutzt werden konnte. Nach einem Einsturz im Jahr 1685 erfolgte ein schlichter Neubau, dem sich im 18. Jahrhundert unter dem berühmten Baumeister Sonnin umfassende Erneuerungen anfügten.

Bis ins folgende Jahrzehnt nahm die Universität das Schloß zum Teil in Anspruch; Kieler Spediteure lagerten ihre Transitgüter; Kronprinz Friedrich von Dänemark wohnte dort; die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung tagte 1848—1851 im Schloß; schließlich wurde es zum Lazarett. Die Bestimmungen wechselten weiterhin — bis 1938 ein Brand und 1944 ein Luftangriff das Schloß völlig zerstörten. „Der Weg der 700jährigen Geschichte des Kieler Schlosses von der Grafenburg der Kolonisationszeit vor den Mauern der Stadt zum Kulturzentrum in der Landeshauptstadt zeigt nur wenige Höhepunkte, immer wieder führte er durch Niederungen.“

Das korpolente, mit vielen Abbildungen, Fotos nach Modellen und Plänen reich und mustergültig ausgestattete und durch den Abdruck von Akten vervollkommnete Werk von Seebach berichtet so gründlich wie irgend wünschenswert über alle Fakten und Details, die mit der Geschichte des Kieler Schlosses und seinen Gartenanlagen bis zum heutigen Tag Zusammenhängen. Die Publikation ist nicht nur erfreulich, sie ist auch notwendig, denn seit dem Bau einer Garage unter dem Schloßneubau sind weitere Untersuchungen über die frühe Baugeschichte unmöglich geworden. Die kluge Verarbeitung einer ungeheuren Fülle von Material und die zugrunde liegende Sachlichkeit eines Ausgräbers und Denkmalspflegers ließen ein erschöpfendes Corpus entstehen, und es muß sowohl dem Autor wie dem Verleger für dieses große Unternehmen gedankt werden. Jetzt, da sie verbaut ist, kann die Geschichte des Schlosses nur noch mit Hilfe dieses Werkes — dann aber auch bis in alle Einzelheiten hinein — vergegenwärtigt werden.

Carl-Heinrich Seebach, Das Kieler Schloß (Studien zur schleswig-holsteinischen Kunstgeschichte, Bd. 9). Karl Wachholtz Verlag, Neumünster. 583 S., 23 Pläne, 206 Abb., Leinen DM 48,—

Preis und Lob für die Autoren Christian Degn und Uwe Muuß, die Fotografen und den Flugzeugführer des Luftbildatlas Schleswig-Holstein

LUFTBILDATLAS SCHLESWIG-HOLSTEIN

Eine Landeskunde in achtzig farbigen Luftaufnahmen
Karl Wachholtz Verlag, Neumünster. 1965. 185 Seiten

Es kam den Verfassern dieses Atlas darauf an, dem Leser die richtige Raumvorstellung einer Landschaft zu vermitteln. Der Plan ist gelungen. Daß eine Landschaft, vom Erdkundlichen her gesehen, durch dauerndes Werden und Vergehen geprägt ist, daß sie gleichzeitig ihre bleibende und doch wieder sich ändernde Gestalt durch das erhält, was der Mensch hinzuträgt, nämlich: Geschichte, Kultur, Wirtschaft, dies alles macht dieser Atlas deutlich, der ebenso sehr durch seine umsichtige und klar formulierten Textteile wie durch seine farbigen Luftaufnahmen wirkt. Eigentlich hätte jede dieser Aufnahmen das Recht, als einzelnes kleines Stück hervorragenden Kunsthandwerks gewürdigt zu werden. Wir beschränken uns auf einige Hinweise:

Das Bild von der Ostseesteilküste bei Dänisch-Nienhof wirkt durch die Vereinigung von sachlichem und poetischem Reiz. Es zeigt die regelmäßig-unregelmäßigen Formen und die wechselnden Farben und enthüllt auf diese Weise etwas von dem Geheimnis der Natur und ihrer Schönheit — gleichzeitig aber dieses Geheimnis wieder verhüllend. Ähnliches kann man von jenen Bildern sagen, die davon Zeugnis ablegen, wie der Mensch in dieses Geschehen eingreift. So z. B. bei Schleimünde oder bei der Landgewinnung um Nordstrand. Wie am Morgen der Schöpfung jedoch wirkt die Aufnahme von den Prielen in Eiderstedt.

Was eine Besiedlung und Siedlung tatsächlich ist, erfahren Auge und Verstand zugleich, wenn man die ausgezeichneten Aufnahmen Lübecks oder die von Maasholm und Arnis studiert. Fast ergreifend wird einem klar, daß große und kleine Siedlungen Pünktchen im All sind.

Daß aber der Herzog von Gottorf sich nicht als Pünktchen im All, sondern als Souverän fühlte, das wiederum macht eine Aufnahme klar, die man in dieser Form noch nicht sah. Aufnahmen Gottorfs, Emkendorfs und Ahrensburgs sowie das melancholische Bild von der Eider bewirken eine Fülle von Assoziationen in dem Beschauer, der seine Heimat kennt und sie besonders wegen ihrer Geschichte liebt.

Als Kontrapunkt zu diesem Kreis von Aufnahmen wirkt das wunderbare Bild der Fehmarnbrücke. Nachdenklich stimmt die Tatsache, daß der Kornsilobau in Angeln mit seiner aufdringlichen Architektur den Kirchturm schier zu erdrücken droht.

Zusammengenommen ist alles unverkennbar Schleswig-Holstein. Sicher können Fachleute berechtigt diesen oder jenen offengebliebenen Wunsch anmelden. Vielleicht auch ist Mitgliedern der Zunft der Atlas zu sehr Feuilleton. — Wir meinen aber, daß er aus reichem Wissen gestaltet wurde und daß man sich vorzüglich auf die schwere Kunst des Weglassens verstand. Hebbel hat einmal ein schönes Wort von der Zusammengehörigkeit eines Menschen und einer Landschaft gesprochen. Von dieser Zusammengehörigkeit und der Möglichkeit der geistigen Begegnungen

zwischen Mensch und Landschaft spricht dieser Atlas.

Dr. H. P. J.

Dr. Schenck wieder in Schleswig-Holstein

Am 11. September wurde Dr. Richard Schenck 65 Jahre alt, mit Ablauf des Monats trat er als Stadtkämmerer von Oberhausen in den Ruhestand. Eine Ansichtskarte aus Heidelberg, wo er einst als Student sein Herz verloren hatte, besagte in den ersten Oktobertagen, daß er und seine Frau, „um uns den Übergang in den neuen Lebensabschnitt zu erleichtern, erstmal hierher ausgerissen“ waren; aber inzwischen dürften sie nach Elmshorn umgezogen sein.

Der Name Richard Schenck ist in unserem Grenzland untrennbar mit der bewegten Periode von 1945 bis 1950 verknüpft. Der Sohn eines alt-schleswig-holsteinisch gesinnten Rektors in Flensburg, der selbst Sozialdemokrat geworden war, traf am 17. August 1945 von Hamburg, wo er viele Jahre gelebt hatte, auf einem Kohlenzug in der Vaterstadt Flensburg ein, um nach Deutschen zu suchen, die sich der dänischen Welle entgegenwerfen wollten.

Dr. Schenck, tätig im Auftrage der im Wiederaufbau befindlichen SPD und im Einverständnis mit Dr. Kurt Schumacher, schrieb im Spätsommer und Herbst die interessantesten Lageberichte, die mir bekannt geworden sind; Auszüge daraus konnte ich in meinem „Kurier der Heimat“ veröffentlichen. Dr. Schenck erkannte frühzeitig die Faktoren, die angesetzt werden mußten, um die Grenze zu sichern. So war ihm die Bedeutung der weiteren Existenz einer deutschen Volksgruppe nördlich der Grenze voll bewußt.

Als Finanzminister des Kabinetts Hermann Lüdemann war er die erste deutsche „Amtsperson“ seit dem Kriege, die die Grenze überschreiten konnte, um die deutsche Volksgruppe zu besuchen. Das war am 2. Oktober 1948. Von diesem Ausgangspunkt her entwickelte sich ein enges Zusammenwirken über die Grenze hinweg, das in der ersten Nachkriegszeit von größter Bedeutung war und alle Lebensbereiche der beiden nationalen Minderheiten in der Auswirkung bis auf den heutigen Tag berührte.

Südlich der Grenze wurde Dr. Schenck als Redner und Publizist – „Man kann seine Nationalität nicht wechseln wie ein Hemd“ – und als erster Sprecher des Grenzlandes in der schleswig-holsteinischen Landesregierung zu einem Exponenten deutschen Selbstbehauptungswillens. Der Höhepunkt war wohl der Wahlabend nach der Kommunalwahl von 1948 in Flensburg, als der „Strom kenterte“ und Dr. Schenck auf den Schultern getragen wurde.

Mit der Stromkenterung begann jedoch auch Andreas Gayks „neue Politik“, die schließlich dazu führte, daß beim Rücktritt des Kabinetts Lüdemann am 29. August 1949 Dr. Schenck aus der Landesregierung ausschied. Man möchte sagen: Dr. Schenck fiel nicht als Minister, weil er in der Zielsetzung von Gayck abwich, der

wie er die Normalisierung in den deutsch-dänischen Beziehungen anstrebte, sondern weil der „Exponent“, zu dem ihn die Zeit gemacht hatte, nicht zur neuen Tapete paßte.

Zugleich wurde freilich für Dr. Schenck eine politische Weiche gestellt, die ihn auf andere Geleise führte als die seiner Partei. Im Sommer und Herbst 1950 begann für Dr. Schenck die Periode der „Schleswig-Holsteinischen Gemeinschaft“, zunächst in Übereinstimmung mit dem „Schleswig-Holsteinischen Heimatbund“, den er leitete, aber zugleich im Zeichen des unvermeidlich werdenden Bruchs, der schließlich im Jahre 1952 auch eintrat. Dr. Schenck kehrte zuletzt zu seiner Partei zurück. Vor acht Jahren ging er als Stadtkämmerer nach Oberhausen.

Auch dänische Kreise, die während der großen Grenzauseinandersetzung Dr. Schenck scharf angriffen, haben längst erkannt, daß er, ohne auf das deutsche Recht zur Selbstbehauptung je verzichten zu wollen, ein Mann des inneren Friedens in der Heimat war. An der Politik der „Kieler Erklärung“ mit allem, wofür sie charakteristisch war, hatte er maßgeblichen Anteil.

In der Ordnung der Dinge für die dänische Minderheit im Landesteil Schleswig wandte er nach gewissen Fristen konsequent die Prinzipien an, die von dänischer Seite in Nordschleswig gegenüber der deutschen Volksgruppe festgelegt wurden; aber er zerschlug nichts Bestehendes, sondern leitete es über in neue Formen und wurde zusammen mit Männern wie Jens Nydahl und Peter Petersen der Neubegründer einer liberalen deutschen Minderheitenpolitik, von anderen aufgegriffen und weitergeführt.

Von Oberhausen aus blieb er ein interessierter Beobachter der Ereignisse in Schleswig-Holstein, im Grenzland und in Dänemark. Eine intime Kenntnis dänischer Geschichte, Mentalität und Lebensart wie Dr. Schenck haben in Deutschland nur wenige; und wenige haben eine Bibliothek über Grenzlandfragen wie er, ständig vervollständigt durch Neuerwerbungen, nicht zuletzt in Kopenhagener Antiquariaten.

„In der Heimat“, so schrieb er auf der Ansichtskarte vom Neckarstrand, „gibt es einige, die mich erwarten, nach den vielen Grüßen zu urteilen. Wie doch mit den Jahren das Urteil (über mich) sich gewandelt hat!(?)“ In diesem Zitat folgt auf das Ausrufungszeichen ein Fragezeichen. Seltsam, wie viele deutsche und dänische Schleswiger von grenzpolitischer Bedeutung dieses Fragezeichen setzen.

Ernst Siegfried Hansen

*

Frederik Mommsen †

Am 21. September verstarb der Flensburger Stadtrat Frederik Mommsen, eine der führenden Persönlichkeiten des südschleswigschen Dänentums. In zahlreichen Nachrufen seiner dänischen Freunde wurden seine Verdienste genannt. Der Flensburger Stadtpräsident Dr. Jensen sprach am Sarge dem Kommunalpolitiker

Mommsen persönlich empfundene ehrende Worte des Gedächtnisses.

Frederik Mommsen war über drei Jahrzehnte lang Bibliothekar an der dänischen Zentralbibliothek. Es ergaben sich ganz natürlich im Laufe der Jahre zwischen ihm und den deutschen Kollegen Berührungs- und Gesprächspunkte, und es drängt den Unterzeichneten, festzustellen, daß zu denen, die Verdienste um den Neubau der Stadtbücherei an den Süderhofenden besitzen, auch Frederik Mommsen gehört. Als Mitglied des Finanzausschusses wie des Kulturausschusses der Flensburger Ratsversammlung hat er, der Bibliothekar, ein besonnenes Wort in die Debatte geworfen, um zu einer fachlich so gut wie nur irgend denkbaren Lösung zu kommen.

Frederik Mommsen war ein Autodidakt. Alles, was er als Politiker und als geistige Persönlichkeit war, trug das Kennzeichen eigener Arbeit. Sicherlich war er nicht bequem, dafür aber klar. Und auch dort, wo man nicht mit ihm übereinstimmte, dort, wo man ihn als Vertreter von Geschichte gewordenen Gedanken empfinden mußte, konnte man ihm persönlich die Achtung vor dem Ernst, mit der sie vorgetragen wurden, nicht versagen. Einerseits war er nicht unbedingt kontaktfreudig, andererseits empfindet auch der deutsche Schleswiger sein alzu frühes Ableben als einen schmerzlichen Verlust, der uns alle getroffen hat; denn über der Politik steht der Mensch.

Dr. Johannsen

*

Wonderful, wonderful Copenhagen ...

Diese Melodie klingt der Klasse 9b der Löhmannschule Flensburg und ihren Lehrern noch im Ohr, obgleich sie die diesjährige Großfahrt bereits vom 26. bis 31. August unternommen haben. Es war viel über das Reiseziel und das Nachbarvolk in der Klasse gesprochen und geschrieben worden. Dann war es soweit! Für eine Woche durften 20 Schülerinnen und Schüler und zwei Lehrkräfte das „Paris des Nordens“ in seiner architektonischen Schönheit und Eigenart und seiner lebenslustigen, humorvollen und dem Fremden gegenüber so toleranten Bevölkerung kennenlernen. Die am Dänischunterricht Teilnehmenden freuten sich auf die Gelegenheit, ihre in vierjährigem Unterricht erworbenen Sprachkenntnisse praktisch erproben zu können. Die Teilnehmer des Englischkurses führten jedoch auch kein stiefmütterliches Dasein. In der international besetzten Jugendherberge fanden auch sie Gelegenheit, sich in der Begegnung mit vielen jungen Menschen der verschiedensten Nationen von ihren Englischkenntnissen zu überzeugen. Eine Schülerin schreibt über ihre ersten Eindrücke von der Jugendherberge: „War das eine Überraschung! Vielleicht zunächst sogar eine kleine Enttäuschung! Nicht etwa eine kleine, ländlich-idyllische Jugendherberge fanden wir vor, sondern eine große, zwischen Hochhäusern liegende internationale. Wir hatten uns eine schlechte Ankunftszeit ausgesucht. Wie in einem Bienenschwarm ging es hier zu.

Abreisende, Ankömmlinge, darunter auch wir. Ein Papierkrieg mußte erst geführt werden, daß einem der Hut hochgehen konnte, vorausgesetzt, man hatte einen auf. Nachdem wir diesen Krieg überstanden hatten, ging es auf die Zimmer. Nun, zufrieden? Na ja! Kein Schrank, nur ein paar Kleiderhaken! Aber die Betten waren gut.

Schnell hatten wir uns an die Herberge gewöhnt. Besonders interessant war der Umgang mit Menschen aus anderen Ländern. Wir konnten uns sogar mit ihnen verständigen. Von Tag zu Tag gefiel es uns immer mehr. Das lag auch an dem guten Essen und der Ordnung, die trotz der vielen Menschen herrschte. Wir konnten mit unserer Unterkunft sehr zufrieden sein.“

Aber nicht nur die Jugendherberge, sondern auch Kopenhagen und die Kopenhagener haben starke Eindrücke hinterlassen, die sich langsam zu setzen beginnen. Einige Streiflichter in Form von Schülerberichten – die natürlich nur einen begrenzten Einblick in das vielfältige Reiseprogramm gewähren – mögen das erhellen:

„...Wie überwältigend war die Kopenhagener City bei Nacht! Eine Flut von Leuchtreklamen und Lichtern überwältigte uns. Von jeder Ecke blinkte etwas in den prächtigsten Farben. Man wußte gar nicht, wo man zuerst hinsehen sollte. An einem Gebäude wurden die neuesten Nachrichten des Tages in Leuchtschrift bekanntgegeben. Über dem Bahnhofsgebäude leuchtete jede Minute die genaue Uhrzeit in großen Zahlen auf. Auch Kopenhagens Wetterhäuschen ist erleuchtet. Ein Stückchen weiter lag das angestrahlte Rathaus wie verzaubert da. Überall leuchtete es wie ein Feuerwerk. Aber das größte und schönste Lichtermeer war für mich der Tivolieingang. Gebannt starrten wir lange auf diesen Eingang und konnten uns nicht trennen...“

„...Die Achterbahn im Tivoli kann man nicht beschreiben, man muß sie selbst erlebt haben! Das ist ein Gebrause, Gesäuse und Geschrei! Einmal geht es runter, dann plötzlich wieder rauf. Im Tunnel der Achterbahn ist es stockdunkel. Nur manchmal blitzt eine Lampe auf. Und dann geht es plötzlich wieder runter. Ahhh –! Wie das im Bauch kitzelt! Nun ist man unten, man atmet auf. Doch gleich geht es wieder hinauf. Wie wundervoll! Die Mädchen kreischen, die Jungen lachen laut. Bald darauf rollt die Bahn aus. Es stehen schon wieder viele Menschen an der Rampe und warten darauf, einen Wagen zu erwischen...“

„...Unser Bus hielt unmittelbar beim Thorwaldsenmuseum, das nach dem bekannten dänischen Bildhauer benannt worden ist und dessen Werke zeigt. Wir spazierten durch den Hof des Schlosses Christiansborg und sahen von dort aus die Börse. Nun überquerten wir eine Brücke, die nach dem Gammelstrand führte, wo die Fischfrauen saßen und ihre Fische verkauften. Es war ein buntes Treiben. Uns fielen auf diesem Gang die vielen Radfahrer auf. In Kopenhagen radelt wohl über eine halbe Million Menschen. Unser Weg führte uns nun weiter durch

schmale Gassen. Die Geschäftsleute hatten hier ihre Auslagen vielfach im Erdgeschoß ausgestellt. Manche Läden lagen im Keller. Bei einigen Antiquitätenläden hing die Ware auf der Straße. Am Kongens Nytorv sahen wir das Königliche Theater und das Magasin du Nord, ein großes Kaufhaus mit vielen Stockwerken, in dem es von Kauflustigen wimmelte. Durch die Bredegade gelangten wir nach dem Schloß Amalienborg. Wenn der König zu Hause ist, weht die königliche Flagge. Sonntags um 12 Uhr findet dann die große Wachablösung statt. Diese wollten wir uns am kommenden Sonntag einmal ansehen. Wir hatten nämlich Glück. Der König hielt sich gerade in Kopenhagen auf. Kurz bevor wir unsere Stadtrundfahrt beendeten, sahen wir die königliche Jacht im Hafen vor Anker liegen. Ein schmuckes weißes Schiff, auf dem es sich bestimmt gut leben läßt...“

„...Mit einigen Freundinnen bummelte ich durch die Hauptgeschäftsstraße. An einer Kreuzung sahen wir eine kleine Menschenansammlung und viele Tauben. Bei einem älteren Mann konnte man Taubenfutter kaufen. Ich gab ihm 25 Øre und bekam eine Tüte mit Futter. Kaum hatte ich ein paar Körner in der Hand, da kamen auch schon einige Tauben angeflattert. Sie setzten sich auf meinen Kopf, auf die Schultern und auf die Arme. Sie fraßen hastig, aber doch behutsam die Körner aus meiner Hand. Das war eines der schönsten Erlebnisse.“

„...Wir nahmen in einer Kopenhagener Schule an einer Deutschstunde teil. Es wurde fast nur deutsch gesprochen. Das hörte sich für uns etwas eigenartig an. Nach der Stunde unterhielten wir uns noch und tauschten Adressen aus...“

Das Verständnis für unser Nachbarvolk ist durch diese Fahrt vertieft, Verbindungen sind geknüpft worden. „So ging eine schöne, erlebnisreiche Klassenfahrt zu Ende, die wir am liebsten alle gleich noch einmal gemacht hätten“, schreibt ein Mädchen. Daß alle Schülerinnen und Schüler der Klasse an dieser Fahrt teilnehmen konnten, ist nicht zuletzt der finanziellen Hilfe des Grenzfriedensbundes zu verdanken. Dafür sagen wir unseren Dank.

Hans Nielsen

*

Kurzbericht über die Harzfahrt der Klasse 8 der Volksschule Glücksburg

15. Okt.: Abfahrt von Glücksburg über Rendsburg nach Lauenburg (Besichtigung der Stadt und der Übergangsstelle). Weiterfahrt nach Lüneburg, Braunschweig und Goslar. Abends: Gang durch die Stadt Goslar.

16. Okt.: Vormittags: Besichtigung von Zwinger und Kaiserpfalz. Nachmittags: Marsch von Goslar nach Bad Harzburg (20 km), Kreuz des Ostens, Rabenklippe (Zonengrenze, Brockenblick), Molkenhaus, Radaufälle. Besichtigung des Hauses „Winunick“ in Bad Harzburg.

17. Okt.: Gottesdienst in der Marktkirche. Nachmittags: Gang durch die Stadt Goslar und zum Steinberg (etwa 15 km). Abends: Vorlesen.

18. Okt.: Vormittags: Goslar, Clausthal-Zellerfeld (Besichtigung des Bergwerksmuseums, der großen Holzkirche und der neuen katholischen Kirche). Nachmittags: Hahnenklee (Höhenweg nach Lauterthal, 15 km), Besichtigung der Stabkirche. Abends: Zusammenfassung der bisherigen Erlebnisse.

19. Okt.: Den Höhepunkt bildete die Fahrt hart an der Zonengrenze entlang von Bad Harzburg über Torfhaus, Hohegeiß nach Walkenried. Rückfahrt nach Goslar: Harzhochstraße, Altenau, Okertalsperre, Neuschulenburg, Besichtigung der Talsperre, Wasserfall bei Romkerhall. Gang zur Kasteklippe und durch das romantische Okertal. Die Kinder waren von der Fahrt entlang der Demarkationslinie, trotz selten klarem Blick auf den Brocken, stark beeindruckt. Wohl noch nie war ihnen die Tragik des geteilten Deutschlands so zum Bewußtsein gekommen, wo sie doch täglich die friedliche Grenze nach Dänemark hinüber erleben. Abends: Vorlesen.

20. Okt.: Von Goslar über Bockswiese und Wildenmann durch das Spiegeltal nach Bad Grund. Besichtigung der Tropfsteinhöhlen am Iberg und des Steinbruchs am Winterberg. Wanderung von Bad Grund zur Bremer Hütte. Gang zur Schweinebraten-Köte. Singen am offenen Feuer. Gang zum Taternberg. Rückfahrt durch das Gosetal. Abends: Aufzeichnen der Erlebnisse.

21. Okt.: Goslar: Besichtigung des Rathauses mit dem Huldigungssaal. Spaziergang auf den Rammelsberg mit Ausblick auf Goslar. 20 Uhr: Abschiedsabend.

22. Okt.: Rückfahrt nach Glücksburg über Hildesheim, Hannover (Stadtrundfahrt), Hamburg (Hafen, Elbtunnel, Flughafen, Besichtigung mit Rundfahrt), Rendsburg (Übersetzen mit der Fähre und Besichtigung des Fußgängertunnels).